



Dr. Johannes Nommensen 1941 bei seinem Dienstantritt als Arzt im KZ Neuengamme

Gerhard Hoch

## „Sie stören das schöne Bild der Erinnerung“

Dr. Johannes Nommensen – vom Missionarssohn zum KZ-Arzt in Dachau, Ravensbrück und Neuengamme

### Vorbemerkung

In der Ausstellungshalle zu den Tätern in der KZ-Gedenkstätte Neuengamme begegnen die Besucher einem schmalen Ordner mit Angaben über einen Mann, dessen Lebensweg mit dem Untertitel dieses Aufsatzes gekennzeichnet ist.

Im Hamburger Curiohaus-Prozess 1946 – dem Hauptprozess des britischen Militärgerichts gegen Täter und Verantwortliche des KZ Neuengamme – wurden folgende Aussagen dokumentiert:

„Zeuge: Dr. Nommensen gab den Befehl, die Injektionen durch uns auszuführen [...] Er hat das [!] gesagt, dass arbeitsunfähige Häftlinge nicht (nach Dachau) überführt werden können und daher Injektionen gemacht werden sollten.“

Verteidiger: Also tödliche Injektionen? Hat er gesagt, dass diese Injektionen zum Tode führen sollten?

Zeuge: Nein, aber ich habe festgestellt, dass sie tödlich waren.“<sup>1</sup>

Diese kurzen Angaben zu Johannes Nommensen drängen die Frage auf: Wie konnte es im Leben dieses Menschen, das seinen Anfang im Hause einer evangelischen Missionarsfamilie in Sumatra nahm, zu einer derartigen Entwicklung kommen? Scheinen sich hier doch auf den ersten Blick zwei miteinander unvereinbare Welten zu begegnen – christliches Bekenntnis und nationalsozialistische Ideologie. Was sich im Lebensweg Johannes Nommensens auf besonder extreme Weise darstellt, das wurde im „Kirchenvolk“ millionenfach, zwar weniger spektakulär, aber doch höchst geschichtsmächtig, zur Norm.

### 1. Kirche und Nationalsozialismus

Ein kritischer Blick in die Zeitgeschichte führt zu dem bestürzenden Befund, dass eine solche Übereinstimmung das Bild der Kirche während des „Dritten Reiches“ und teilweise schon davor mehr oder weniger deutlich bestimmt hat. Ein breiter Strom innerhalb der Kirche neigte dazu, sich aus der ungesicherten Existenz als reiner Glaubensgemeinschaft unter

den Schutz und Schild stärkerer weltlicher Mächte zu stellen oder sich vermeintlich schützenden ideologischen Bewegungen anzuschließen, sich ihnen damit auch weitgehend auszuliefern.

Dies fundamentale Abweichen vom Weg der Nachfolge Jesu lässt man gewöhnlich mit dem Ausklingen der Zeit der frühen Kirchenväter, also mit Kaiser Konstantin dem Großen (306–337) beginnen. Im Laufe der Reformation wich auch Luther mit der Errichtung der „Landeskirchen“ und deren Tendenz zum Staatskirchentum auf einen ähnlichen Weg aus. Mit der nur teilweisen Trennung von Kirche und Staat bei Gründung der Weimarer Republik fand diese Neigung jedoch keineswegs ein Ende.

Die Demokratie mit der damals ungewohnten Freisetzung divergierender Kräfte, der Begegnung auch mit konkurrierenden Weltanschauungen und begleitet von einer massenhaften Abwendung vom Landeskirchentum, das alles verführte diese Kirchen dazu, sich politischen Kräften zuzuwenden, die einem solchen demokratischen „Treiben“ Grenzen zu ziehen versprochen und hierfür einen „Führerstaat“ faschistischer Prägung anboten. Damit entwickelten zunächst rechts orientierte bürgerliche Parteien und Organisationen wie zum Beispiel der „Stahlhelm. Bund der Frontkämpfer“, dann ganz besonders der Nationalsozialismus eine starke Faszination für die Landeskirchen, ihre Theologen, Kirchenführer und dann auch das Kirchenvolk. An zahlreichen Biografien und kirchlichen Zeitschriften ist dieser Befund erkennbar. Nicht ohne Genugtuung wird auf der Ersten Tagung der Kirchengemeinde-Beamten Schleswig-Holsteins am 9. August 1938 festgestellt: „Fast 90 Prozent unserer Kirchengemeinde-Beamten standen schon vor der Machtübernahme in den Reihen der Parteigenossen.“<sup>2</sup>

In diesem Rahmen ist die Biografie Johannes Nommensens zu sehen. Sie gewinnt dadurch besonders scharfe Konturen, dass ihm zur Last gelegt wurde, als Lagerarzt in Neuengamme den Befehl zur Ermordung zahlreicher kranker sowjetischer Häftlinge gegeben zu haben, und ferner dadurch, dass er einem christlichen Umfeld entstammte, das dem evangelikal geprägten „Gemeinschaftsverein in der Landeskirche“<sup>3</sup> verbunden war.

Geboren wurde Johannes Ludwig Nommensen als Missionarssohn und -enkel: munter, heiter, sportlich, ein typischer Student jener Jahre der ersten deutschen Republik – so lebt er in meiner Erinnerung als mein „Onkel Hans“. Keinesfalls war er genetisch oder charakterlich determiniert zu seiner späteren verhängnisvollen Verstrickung. Jedoch schon in diesem „frommen“ Umfeld begann sein Hineinwachsen in die von mir damals als höchst eindrucksvoll empfundene schwarze Uniform der SS.

## 2. Ausgangslage der Forschung

Nommensens Laufbahn im Rahmen der SS ist in den Beständen des Bundesarchivs in Berlin relativ gut dokumentiert.<sup>4</sup> Berichte einzelner Überlebender des Konzentrationslagers Neuengamme, insbesondere aber Zeugenaussagen im Verlauf des Curiohaus-Prozesses 1946 in Hamburg beschreiben detailliert die Tötungsaktionen, die auf Nommensens Anordnung an kranken sowjetischen Kriegsgefangenen durchgeführt wurden, und seine zumindest billigende Teilnahme an der Ermordung zahlreicher sowjetischer Häftlinge mittels Gas ebenfalls in Neuengamme. Aus der KZ-Gedenkstätte Dachau liegen statistische Angaben über seine an Häftlingen durchgeführte Operationstätigkeit vor. Die Deutsche Dienststelle (WAST) in Berlin stellte Datenmaterial zu Nommensens Fronteinsatz und Kriegsgefangenschaft zur Verfügung.

Unzusammenhängende Mitteilungen aus dem Kreise von Familie und Verwandtschaft konnten zur Klärung einzelner Fragen beitragen. Manchen der Angehörigen fiel es nicht leicht, sich an meinem Projekt durch Auskünfte zu beteiligen. Sie taten es dennoch. Ihnen bin ich ganz besonders dankbar. Andere lehnten jede Beteiligung ab, wodurch mir der persönliche Nachlass, insbesondere die Briefe meines „Onkels Hans“, aber auch der Zugang zu wichtigen Akten verwehrt blieb.

Nicht ohne Bedeutung ist mein persönliches Verhältnis zu Dr. Johannes Nommensen. „Onkel“ bezeichnet in diesem Falle keine Blutsverwandtschaft, sondern eine durch Anheirat begründete enge Beziehung zur Familie meiner Mutter, Christine Harder aus Itzehoe. Darauf hinzuweisen ist wichtig, denn meine familiäre beziehungsweise verwandtschaftliche Einbindung ermöglicht mir einen tiefen Einblick in jene Mentalität, die an der Formung Nommensens maßgeblich beteiligt war. So bin ich in der Lage, auf das Besondere seines Lebensweges einzugehen, das andernfalls gar nicht zugänglich oder doch nur schwer begreiflich bleiben würde.

## 3. Familiengeschichtlicher Hintergrund

Johannes Ludwig Nommensen wurde am 22. Dezember 1909 in Sigumpar (Si-Goumpar) in Sumatra, damals Niederländisch-Indien, als Sohn des Missionars Jonathan Nommensen geboren. Jonathan war seinem Vater Ludwig Ingwer Nommensen als Missionar nach Sumatra gefolgt.

Es ist hier nicht der Ort, Leben und Leistung des Großvaters, eines bedeutenden Missionars, umfassend darzustellen und zu würdigen. Das ist auf die vielfältigste Weise in der Literatur geschehen.<sup>5</sup> Hier wird das Augenmerk auf diejenigen Aspekte gelenkt, die zum Lebensweg sei-



Ludwig Ingwer Nommensen

Quelle: Archiv-u. Museumsstiftung Wuppertal

nes Enkelsohnes haben beitragen können.

### 3.1. Der Großvater: Ludwig Ingwer Nommensen

Ludwig Ingwer Nommensen wurde am 6. Februar 1834 in einer armen Familie auf der nordfriesischen Insel Nordstrand geboren. Seine Kindheit war gekennzeichnet durch große Armut, durch Arbeit als Bauernknecht und durch eine primitive, höchst rudimentäre Bildung an einer Zwergschule auf der Insel. Besondere spirituelle Erlebnisse stärkten seinen überkommenen lutherischen Glauben und ließen in ihm schließlich die Gewissheit reifen, berufen zu sein, den „Heiden“ das rettende Evangelium zu

verkünden. Ein ungewöhnliches Maß an Fleiß, Willenskraft und Begabung ermöglichten es ihm, die erforderliche Schulbildung nachzuholen und das anschließende Studium der Theologie zu vollenden. 1861 sandte ihn die „Rheinische Mission“ in Wuppertal in ein schon bestehendes Missionsgebiet auf Sumatra. 1864 begann er seine Missionstätigkeit bei dem Volk der Batak im zentralen Hochland, die einen ungewöhnlich erfolgreichen Verlauf nahm. Nommensens (posthum veröffentlichten) Selbstzeugnisse<sup>6</sup> sowie seine Biografen<sup>7</sup> vermitteln ein überaus anschauliches Bild seiner Missionstätigkeit und der sie leitenden theologischen Orientierung.

Als wichtig im Hinblick auf die Entwicklung seines Sohnes Jonathan und dessen Sohn Johannes erscheint die Befragung seiner speziellen Theologie und damit seines Verständnisses von „Heidenmission“. Denn die dem zugrunde liegende Glaubensüberzeugung war so überwältigend, so „dringend und nötigend“, wie sein Missionarsvorbild Paulus von sich sagte (2. Korintherbrief 5,14), dass sie auch das Familienleben bestimmte. Zur Grundbefindlichkeit dieses Glaubens gehörte eine eigentlich evangeliums-fremde Angst um das eschatologische, endgültige Heil der „Heiden“, der Nicht-Christen also, Angst, zumindest aber Sorge auch um das eigene Heil und das Heil der ihm familiär Anvertrauten. Der Druck einer



Quelle: Privat

Familie Nommensen auf Sumatra 1911/12 (Mitte: L. I. Nommensen; stehend: Jonathan Nommensen; rechts sitzend: Friederike Nommensen; Kinder, von links: Arthur, Maria, Hedwig, Johannes, Erna, Else

Angst dieser Art kann erfahrungsgemäß in einer späteren Generation leicht zu Entfremdung, Abkehr, gar Flucht in die Emanzipation vom Glauben führen. Dies könnte bedeutsam sein im Hinblick auf den Enkel Johannes.

L. I. Nommensen heiratete 1866 in erster Ehe Caroline Gutbrod, deren Mutter eine geborene Coburger war. Dieser jüdisch klingende Name sollte ihrem Enkelsohn Johannes später bei der SS Ungemach bereiten. Caroline starb 1887 in Deutschland an der „Wassersucht“. Aus dieser ersten Ehe ging neben weiteren Geschwistern der Sohn Jonathan hervor, Vater des Johannes Nommensen.

Nach dem Tode seiner Frau Caroline lernte Ludwig Ingwer Nommensen während eines Urlaubs in Itzehoe im Hause des Tuchfabrikanten Marx Harder dessen Tochter Christine kennen und heiratete sie im Jahre 1892. Marx Harder war im Rahmen des „Gemeinschaftsvereins in der Landeskirche Schleswig-Holstein“ eine herausragende Persönlichkeit.<sup>8</sup> Auch Christine betätigte sich eifrig am Leben des Vereins. Dessen theologische Grundeinstellung verband die Familien Nommensen und Harder aufs engste. Zudem verkehrten im Hause Harder häufig Missionare der verschiedensten Gesellschaften. Christine starb 1909 auf Sumatra. Sie hatte drei Kinder: Nathanael (er fiel im Ersten Weltkrieg); Margarethe und Maria wurden, getrennt von ihren Eltern, in Itzehoe aufgezogen.

### 3.2. Der Vater: Jonathan Nommensen.

Jonathan Nommensen, geboren 1873, wurde ebenfalls zum Missionar ausgebildet und von der „Rheinischen Mission“ zur Unterstützung seines Vaters auf dessen Missionsfeld gesandt. Auch in diesem Falle ist die Wahl der Ehefrau für den Lebensweg Johannes Nommensens von Bedeutung. Jonathan heiratete Friederike Hartwig aus Itzehoe, wo ihr Vater Heinrich Hartwig eine Säule des Gemeinschaftsvereins und mit Marx Harder eng verbunden war.

Aus dieser Ehe gingen fünf Kinder hervor: Erna, Else, Arthur, Hedwig und Johannes. Die Hartwigs in Itzehoe wurden später Zieheltern der Kinder Jonathans. Nach dem Tode seiner Frau Friederike heiratete er Eleonore geb. Werner. 1939 kehrte das Ehepaar Nommensen nach Deutschland zurück und nahm seinen Wohnsitz in Bordesholm.

Die Kinder Erna, Arthur und Else wurden 1912 nach Deutschland zurückgeschickt, Hedwig und Johannes folgten erst 1920. Die drei Mädchen wurden im Hause von Johannes und Doris Hartwig in Itzehoe erzogen, Arthur und Hans anfangs von dem Lehrer Heinrich Hartwig, dem Vater von Johannes Hartwig. Allen an der Erziehung dieser Kinder Beteiligten gemeinsam war die christlich-evangelikale Glaubens- und Lebenseinstellung. Dies und die Trennung von den Eltern dürfte an ihnen, besonders an Johannes, nicht spurlos vorüber gegangen sein.

### 3.3. Johannes im Kraftfeld seines Großvaters

Johannes wurde am 26. Dezember 1909 auf der Missionsstation seines Vaters in Sigumpar (Sumatra) geboren. Dokumente über das erste Lebensjahrzehnt waren nicht zugänglich. Somit bleibt der Versuch, aus anderen Quellen Näheres über die Lebensumstände des Jungen zu suchen.

Die relative Höhenlage der Missionsstation scheint das tropische Klima Sumatras etwas gemildert zu haben. Die allgemeinen Lebensbedingungen hatten sich im Vergleich zu denen wenige Jahrzehnte zuvor erheblich gebessert. Die fünf Kinder blieben gesund. Johannes stand nur die ersten zehn Jahre in Sumatra unter der Obhut seiner Mutter Friederike. Sie starb 1930.

Das Schicksal der Nommensen-Kinder – getrennt von den Eltern, insbesondere der Mutter, aufwachsen zu müssen – verband sie mit den meisten Missionarskindern jener Zeit, die nach der Trennung von ihren Eltern bei Verwandten oder befreundeten Familien in Deutschland untergebracht wurden.<sup>9</sup> Johannes schreibt später in seinem Lebenslauf, er sei vor allem deshalb nach Deutschland gebracht worden, weil es in Sumatra keine Schu-

le gab und daher sein Schulleben erst in Itzehoe mit elf Jahren begann. Das dürfte nur bedingt richtig sein. Er wird auf der Missionsstation seines Vaters ohne Zweifel einen Elementarunterricht erhalten haben, entweder durch seine Eltern, andere Mitarbeiter in der Mission oder an den für die heimische Bevölkerung eingerichteten Schulen, die ja im Rahmen der Mission überall eine besonders wichtige Funktion erfüllten.

Zu fragen ist, welchen Einflüssen Johannes und seine Geschwister im Schoße der Großfamilie Nommensen und später der Pflegefamilien ausgesetzt waren. Man wird nicht annehmen können, dass Johannes sich während seiner frühen Kindheit bewusst Gedanken gemacht hat über die Denk- und Handlungsweise von Vater und Großvater. Er war ihr ausgesetzt. Die gegenüber anderen oder gar abweichenden Einflüssen abgeschlossene und abgeschirmte Situation, aber auch ihr junges Alter nahm den Kindern die Möglichkeit zu einer kritischen Beurteilung ihrer Lage oder zu einer unabhängigen Selbstbestimmung.

Das Leben von Vater und Großvater war durch ihre Theologie bestimmt. Diese wiederum gab ihrer pädagogischen Zielsetzung und Methode Form, Richtung und Gewicht. Sie tritt am anschaulichsten zutage in den Arbeiten von und über Ludwig Ingwer Nommensen bezüglich seines Verständnisses von „Heiden“-Mission, und ihr begegnet man auch in den Zeugnissen seiner Erziehungsbemühungen in der eigenen Familie.

Als Kennzeichen für diese „evangelikale“ Frömmigkeit wird hier verstanden: die an gewissen Partien der Bibel orientierte Überzeugung, dass dem sündigen Menschen ewige Errettung allein durch den persönlichen Glauben an Jesus Christus und seinen als Sühneopfer verstandenen Kreuzestod zuteil wird. Dieser Glaube erweist sich in der totalen Übergabe von Vernunft und Willen an Gott, der dem Menschen vor allem in seiner alttestamentlichen, dem weltlichen Herrschaftsbereich entlehnten Bild als „Herr-Gott“, als Fordernder, Richtender und Strafender begegnet. Dies Gottesbild wurde leicht rückübertragen auf die Stellung und Funktion innerweltlicher Autoritäten – vom Vater bis zum Staatslenker.

Eine religiöse Hingabe dieser Art kann von Glücksgefühlen begleitet sein. Sie kann aber auch sehr leicht eschatologische Ängste, also panische Verunsicherung bezüglich des eigenen ewigen Seelenheils hervorrufen. In einem Bericht über seinen letzten Besuch in seiner nordfriesischen Heimat berichtet Nommensen selber über die Wirkung seiner dort in gläubiger Gemeinde veranstalteten Verkündigung: „Unter den Leuten ist einiger Rumor entstanden. Viele haben geschlossen, ‚wenn die Sache so mit uns steht, gehen wir ja alle verloren, und dann ist’s wohl Zeit, dass wir uns bekehren‘.“<sup>10</sup>

Zu bedenken ist, dass in der Familie Nommensen auch die Frauen von evangelikalem Glauben beseelt waren: die zweite Ehefrau Ludwig Ingwers, Christine, aus dem Hause Harder, sowie die erste Ehefrau von Jonathan, Friederike, aus dem Hause Hartwig, beide aus Itzehoe.

Bemerkenswert ist, dass der alte Nommensen, wohl ohne dass er sich dessen bewusst geworden wäre, sozialdarwinistische Gedanken aufgenommen zu haben scheint. Diese äußerten sich in erstaunlicher Deutlichkeit in einem längeren Brief an seinen Sohn Nathanael (siehe Anhang). Die darin gemachten Ausführungen bezüglich der Gattenwahl seines Sohnes muten an wie eine Vorwegnahme späterer Eugenik und Zuchtwahl – vielleicht ein frühes Dämmern des Nationalsozialismus, als dessen rigorose Exekutoren sich die SS rühmen durfte, die spätere politische Heimat des Enkels Johannes? Dieser sollte später durch seine eigene Gattenwahl das Missfallen der SS erregt haben.

Auf der Suche nach den Ursprüngen von Johannes Nommensens verhängnisvollem Weg muss zumindest auch der Frage nachgegangen werden: Aus welcher „weltlichen“ Position trat sein Großvater den Batak in Sumatra gegenüber? Für einen Europäer des 19. Jahrhunderts galten sie in mehrfacher Hinsicht als unterentwickelt. Die holländische Kolonialmacht trat bei ihnen im Hochland damals noch kaum in Erscheinung. Es gab noch Kopfgängerei und Blutrache. Die Formen ihres Zusammenlebens waren geprägt und geordnet von ihrer animistischen Religion. Irgendwelche den europäischen vergleichbare Bildungseinrichtungen gab es nicht. Abgesehen von seinem Selbstverständnis als „Missionar“, also als Gesandter des Heilsbringers Jesus Christus, war er sich zugleich auch als Vertreter einer unendlich viel höheren Kultur bewusst.

Auch dieser Abstand war für ihn ein Grund, sich diesen Heiden zuzuwenden. Er verwendete viel Mühe darauf, auch die allgemeinen Lebensbedingungen der Leute zu verbessern. Er neigte sich gewissermaßen in christlicher Liebe zu ihnen hinab, dürfte sich dabei doch auch immer seiner religiösen und kulturellen Überlegenheit bewusst gewesen sein. Die Literatur legt es nahe: Auch in dieser Hinsicht war er ein Kind seiner Kirche in ihrer Zeit, der Zeit des 19. Jahrhunderts. Der am Ende dieser Arbeit abgedruckte Brief an Sohn Nathanael legt zumindest die Frage nahe, ob auch das Überlegenheitsgefühl in „rassischer“ Hinsicht bei ihm als gebürtigem Nordfriesen eingeflossen ist.

War eine derartige Grundeinstellung, wenn auch nur in Ansätzen, unter den deutschen Missionaren vielleicht sogar verbreitet? Das würde dann auch eine Erklärung dafür liefern, dass so viele Missionare dem Nationalsozialismus verbunden waren, worauf in einem späteren Zusammenhang einzugehen sein wird.

### 3.4. Johannes und sein Vater Jonathan

Jonathan wurde 1873 in Sumatra geboren. Im Jahre 1900 erfolgte seine Aussendung nach Sumatra. Mit seiner Berufswahl wird er dem Wunsch seines Vaters gefolgt sein. Ob sie auch ihm zuliebe getroffen worden war, ist nicht sicher. Er dürfte aber im Schatten seines überragenden Vaters gestanden haben. Von ihm unterscheidet er sich durch eine größere Nüchternheit. In ihm scheint auch der seinen Vater noch kennzeichnende, aus der Erweckungsbewegung stammende religiöse Überschwang deutlich abgeklungen zu sein.

Jonathans Sorge um seine Kinder veranlassten ihn zu einem Schreiben an die Missions-Gesellschaft: „Da die geehrte Deputation uns auf unsere Bitte durch die Sumatra-Konferenz hin zugestanden hat, unsere drei ältesten Kinder Erna, Arthur und Else zur Erziehung nach Europa senden zu dürfen, so sind wir so frei, unsere Kinder der geehrten Deputation zur Erziehung zu übergeben mit der beigefügten Bitte, sie bei unserem Schwiegervater, resp. Schwager und Schwägerin Hartwig unterbringen zu lassen, wenn Sie, verehrte Herren der Deputation, es so für gut finden und darinnen kein Hindernis sehen werden.“<sup>11</sup> Das geschah 1912. Die Deputation übernahm die Kinder also gewissermaßen treuhänderisch und fühlte sich für deren Erziehung im Einverständnis mit den Eltern verantwortlich.

Johannes und Hedwig traten die Reise nach Deutschland erst im Jahre 1920 an. Während viele Familien ihre Kinder in den Heimen der Missionsgesellschaft beließen, wurde anderen „Missionarskindern“, wie zum Beispiel Hedwig und Johannes, ausdrücklich „Privatpflege“ zugestanden. Es stellt sich die Frage, wie sich ein solcher Umgang mit den Kindern – Johannes war mit elf Jahren möglicherweise gerade in der Pubertät – auf die Entwicklung der Kinder ausgewirkt hat. Wohl in Erkenntnis dieser Problematik wurde nach dem Zweiten Weltkrieg beschlossen, „dass die Eltern, wenn es die Ausbildung ihrer Kinder erforderlich machte, mit ihnen nach Deutschland zurückkehrten.“<sup>12</sup>

### 4. Schulzeit und Beruf

Wie im Jahresbericht der Rheinischen Mission notiert, wurden Johannes und seine Schwester Hedwig 1920 zu den Hartwigs in Itzehoe zu „Betreuung und Erziehung“ gegeben.<sup>13</sup> Eine zuverlässige Familienüberlieferung weiß, dass die Schwestern Erna und Else schon 1912 im Hause von Johannes und Dora Hartwig, Arthur bei Johannes Hartwigs Vater, dem Lehrer Heinrich Hartwig aufgenommen wurden. Während Hedwig 1920



Quelle: Privat

Rechts: Dora Hartwig; Mitte: Christa Harder, Mutter des Verfassers

im Hause von Johannes und Dora Hartwig einzog, sind die Angaben bezüglich Johannes Nommensen nicht eindeutig. Anzunehmen ist, dass er zunächst in das Haus von Lehrer Heinrich Hartwig gelangte, wo schon sein Bruder Arthur lebte. Spätestens seit 1930 betreute ihn dann Dora Hartwig. Besonders die erste Station seines Aufenthaltes könnte für das Verständnis von Johannes Nommensen bedeutungsvoll gewesen sein, wie sich aus der Würdigung des Lehrers Hartwig ergeben wird, denn zu dessen Person liegen ausführliche Berichte vor.<sup>14</sup> Dessen übermächtige Persönlichkeit hat möglicherweise Spuren, vielleicht sogar schon Weichenstellungen bei dem jungen Zögling hinterlassen, die seinen weiteren Weg verständlicher machen können.

#### 4.1. Die Hartwigs als Pflegeeltern

Dass die Nommensen-Kinder den Hartwigs anvertraut wurden, ergab sich aus der familiären Verbundenheit: die Mutter der Kinder, Friederike Nommensen, war eine Tochter des Lehrers Heinrich Hartwig in Itzehoe. Im Folgenden soll die von ihrem christlichen Glauben geformte Lebensführung der Hartwigs insoweit dargestellt werden, als sie für ihre Zöglinge, besonders für Johannes, Arthur und Hedwig, wichtig ist. Auf eine nicht dokumentierte Weise muss Johannes auch mit der Familie Harder in Itzehoe verbunden gewesen sein, denn das Einwohnermeldeamt Itzehoe teilt als Adresse der polizeilichen Anmeldung mit: „Itzehoe, Grosse Paschburg 13“, die Anschrift der Tuchfabrik und Familie Johannes Harder.<sup>15</sup>

14 | Es ist zu fragen, welchen Einflüssen die Brüder Arthur und Johannes bei ihrem Ziehvater Heinrich Hartwig ausgesetzt waren. Da direkte Zeugnisse hierzu nicht zugänglich sind, werden wir Rückschlüsse aus der Per-

sönlichkeit ihres Pflegevaters ziehen müssen. Mehrere private Informationen und ungedruckte Quellen geben dazu Auskunft.<sup>16</sup>

Heinrich Hartwig wurde 1851 in Pommern geboren. Seine Eltern lebten in kleinen bäuerlichen Verhältnissen. Ähnlich wie Ludwig Ingwer Nommensen wusste auch er von einigen Erlebnissen zu berichten, die er als göttliche Winke deutete. Ihm bot sich die Gelegenheit, ein Lehrerseminar zu besuchen. Eine Anstellung in Mecklenburg schlug er aus konfessionellen Gründen aus, wurde dann aber in Schleswig-Holstein als Lehrer angenommen. In Itzehoe unterrichtete er an der Volksschule Vor dem Delftor. Johannes Harder schreibt: „Als Lehrer der ‚Alten Schule‘ war er unerbittlich streng, übte harte Zucht. Der Stock war ein unentbehrliches Requisit der Erziehung. Von den Schülern wurde er mehr gefürchtet als verehrt.“<sup>17</sup>

<sup>2</sup> In heutiger Terminologie darf er als Vertreter einer „schwarzen Pädagogik“ gelten, die eine Stütze gefunden haben dürfte in seinem Verständnis von einem christlichen Leben.

Ein Nachruf – mehrfach aus Kreisen der Familie bestätigt – charakterisiert ihn so: „Durch den Dienst der Brüder [u.a. Marx Harder; G.H.] wuchs er in der Erkenntnis des vollen Heils in Christus und kam zu einer klaren Wiedergeburt und Heilsgewißheit durch das Zeugnis des Wortes und Geistes in seinem Herzen [...] Mit ganzer Freude stand er auch in seinem Lehrerberuf als treuer, pflichteifriger Erzieher, in seiner Person vereinigte sich glücklich das rechte Maß von Liebe und Ernst im Schuldienst. In seinen Religionsstunden hat er erleben dürfen, dass die ganze Schulklasse vom Worte Gottes innerlich erweckt und von Herzen ergriffen wurde [...] Bruder Hartwigs Evangeliums-Posaune gab einen allzeit klaren Ton. Das Wort vom Kreuz war ihm eine Gotteskraft geworden; mit mannhaft kräftigem Wort bezeugte er die Bluts- und Kreuzeskraft Jesu Christi, aber ebenso deutlich zeigte er die Abgründe des menschlichen Sündenschadens, er wollte keine Luftstreiche tun, sondern das Wort der Wahrheit predigen. Daraus erwuchs ihm ein reicher Seelsorgerdienst, vielen jungen und alten Menschen wurde und blieb er ein treuer Vater in Christus auf dem Glaubensweg.“<sup>18</sup>

Dieser rührend-respektvolle Nachruf stammt aus der Feder eines gleichfalls „Erweckten“ und ist, was die Ergebnisse und Folgen seiner Erziehungsmethoden betrifft, ganz offensichtlich gefärbt. Gerühmt wurden ferner seine „preußischen Tugenden“, seine „Treue und Pünktlichkeit, die uns allen vorbildlich war. Er glaubte, zum Ruhm kein Recht zu haben, sondern alle seine Kräfte und Gaben im Dienste seines Erlösers aufzehren zu sollen [...] Diese Heilshoffnung gestaltete sein Wesen wunderbar um; aus dem starken, manchmal scharf werdenden Charakter wurde immer mehr ein stiller und treuer Jünger Jesu.“<sup>19</sup> Es ist vielfach bezeugt, dass

sich in manchen seiner Schüler eine solche Glut der Erweckten dauerhaft erhalten hat und sie leicht als Brüder im Gemeinschaftsverein ihre Heimat finden ließ.

Wie aber durchstanden andere, die aus anderem Milieu stammten und nach der Schulentlassung in ein solches zurückkehrten, diese Nötigung zum Seelenheil? Selbst wohlwollenden Angehörigen der mit Hartwig engstens verbundenen Familie Harder fällt beim Namen Heinrich Hartwig ein: „Onkel Hartwig war ein sehr harter Mann, ein überaus strenger und prügelfreudiger Lehrer“ und „von den Schülern wurde er mehr gefürchtet als verehrt.“<sup>20</sup>

Die innerfamiliäre Erziehung der beiden Nommensen-Söhne wird sich kaum wesentlich von der oben beschriebenen schulischen unterscheiden haben. Beide, Arthur und Johannes, erlebte ich selber aber keineswegs als „Erweckte“ in Lehrer Hartwigs Sinn. Sie waren fröhliche, der Welt und ihren Freuden sehr zugeneigte junge Männer, eher „lustige Vögel“. Ich habe sie nie als religiös besonders geprägt oder auch nur interessiert erlebt. Wie konnten die beiden, der „Posaune“ ihres Erziehers so lange und so intensiv ausgesetzt, für sich den Weg in den schwarzen Orden der SS wählen? Darf man darin vielleicht einen besonders radikalen Akt der Abkehr von dieser Art der Wegweisung sehen? Oder war es primär eine Rebellion gegen diese spezifisch religiöse Zielrichtung unter der „Posaune“ des Onkels? – Vielleicht suchten die beiden statt dessen Unterwerfung unter eine ganz andere Autorität? Folgten sie vielleicht umso williger der „Fanfare“ des Nationalsozialismus? Es gab besonders für Johannes sicher auch andere Wegweisungen. Diese aber dürfte sich als besonders wirksam erwiesen haben. Sie lag im Trend der Zeit.

Heinrich Hartwigs nachdrückliche „Sorge“ um das Heil der ihm Anvertrauten wählte aber nicht nur den Weg einer direkten Pädagogik in Schulunterricht und Bibelstunden. Er wirkte auch, vielleicht noch nachhaltiger, durch die viel intimere Rolle als Familienvater, die ihm die Aufgabe des „Hauspriesters“ zuwies. Als solcher gestaltete und gewährleistete er eine festgefügte Agenda für das gemeinsame Familienleben vom Morgen bis zum Abend. Ich selber fand diesen Lebensstil im Hause Harder, der Familie meiner Mutter, während vieler schöner Sommerferien ebenso verwirklicht wie bei Hartwigs. Ich habe ihn gerne miterlebt. Wo diese Lebensform ohne das Moment der Nötigung zu Sitte und Gewohnheit wird, kann sie dem Familienleben Stil und Niveau verleihen, einen Sinn für das Übermaterielle und für das „Feiern“ entwickeln.

Diese religiöse Tagesordnung – sie dürfte im Hause Hartwig nicht anders verlaufen sein – sei hier kurz skizziert: Die Mahlzeiten wurden in der Regel gemeinsam eingenommen, eingeleitet und beendet mit einem vom

Hausvater gesprochenen Gebet. Das wiederholte sich zu Mittag und beim Abendessen. Jeweils morgens oder abends las er den für den betreffenden Tag bestimmten wegweisenden Text aus den „Losungen der Herrnhuter Brüdergemeine“ oder einen Abschnitt aus der Bibel vor, letzteren gerne mit eigenen Kommentaren oder Nutzenwendungen unterbrochen oder ergänzt. Zumindest an den Sonntagen wurden auch, gewöhnlich nach dem Besuch des Gottesdienstes, Kirchenlieder gesungen. Diese häusliche Liturgie wurde im Hause Harder mit großem Ernst, jedoch ohne Düsternis vollzogen und ließ – besonders unter der Regie von Johannes Harder junior – durchaus Raum für Fröhlichkeit und Heiterkeit. Aber ob das auch bei dem „prügelnden Lehrer“ Hartwig vorausgesetzt werden kann? Die Wahrscheinlichkeit spricht eher dagegen.

Selbst ein solch behütender, schützender, eher sanft gewinnender Rahmen konnte nicht verhindern, dass auch unter den elf überlebenden Kindern der Familie Harder mehrere sich dem Nationalsozialismus verbanden. Ein Sohn trat der SA, ein anderer der SS bei, in deren Reihen er in Polen an blutigen Verfolgsmaßnahmen teilnahm. Mehrere Töchter traten überzeugt und engagiert als Lehrerinnen der NSDAP bei. (Auch Hedwig Nommensen, unter ganz ähnlichen Bedingungen bei Dora Hartwig aufgewachsen, engagierte sich später als Lehrerin sehr stark für den Nationalsozialismus.<sup>21</sup>) Ihre politische Ausrichtung mussten die Harder-Kinder mit diesem Engagement durchaus nicht weit vom väterlichen Weg entfernen. Sie konnten sehr wohl in dessen Spur bleiben. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass das kirchliche Bewusstsein in Anwendung auf Gott wie auf die Politik monarchisch bestimmt war. So konnte die Idee des nationalsozialistischen Führerstaates bei gleichzeitiger Ablehnung der Weimarer Demokratie in diesen frommen Kreisen sehr leicht Eingang und Zustimmung finden.

Max Harder, ältester Enkelsohn von Marx Harder, notiert dazu: „Leider ließen sich damals auch viele gläubige Christen aus Kirche und Gemeinschaften vorübergehend durch die anfänglichen sozialen Maßnahmen und allerlei Täuschungen irreführen. Zu unserem großen Kummer ließ auch unser Vater sich durch gewisse christliche Politiker und ihre politischen Briefe eine Zeitlang beeinflussen, bis sich schließlich die atheistische Tendenz des N.-S. Regimes immer deutlicher herausstellte und so auch unseren Vater und vielen anderen die Augen aufgingen über den verderblichen Kurs des Nationalsozialismus.“<sup>22</sup>

Aufschlussreich für das politische Weltbild in der Familie Harder ist die hohe Wertschätzung der Werke des Autors Jochen Klepper<sup>23</sup>, dem es – trotz seiner Ehe mit einer Jüdin und deren Leben unter der Todesdrohung – das große Anliegen war und blieb, die natürliche Symbiose von Christen-

tum und Nationalsozialismus zu bezeugen. Dem damaligen Familienoberhaupt, Johannes Harder junior, schien daher die Empfehlung Kleppers als das probateste Mittel, mich als Hitlerjungen für den christlichen Glauben zurück zu gewinnen, ohne meine politische Orientierung verlassen oder auch nur einengen zu müssen.

Das gewohnte Denken und Fühlen im Gehege von Landes- und Nationalkirche verschaffte dem Wahn leicht Eingang, dass, in Erweiterung sozialdarwinistischer Ausrichtung, dem deutschen Volk im Auslesekampf unter den Völkern und Rassen der Rang eines Herrenvolkes gebühre, mit allen daraus abzuleitenden Vorrechten.

So ist es verständlich, dass die beiden Brüder Arthur und Johannes, sobald sie sich dem Regiment des Hauses Hartwig entziehen konnten, sich der SS eingliederten. An ein Leben der Unterwerfung gewöhnt, nun aber von religiöser Nötigung befreit, dürften sie in dieser Avantgarde des Nationalsozialismus mit ihrem strengen Führerprinzip und so ganz anderen religionsartigen Ideologie und Kult ihre Heimat gefunden haben.

## 4.2. Die Schulzeit

Bald nach seiner Ankunft in Itzehoe 1920, also mit elf Jahren, wurde Johannes auf die Volksschule in Itzehoe geschickt. Zu vermuten ist, dass es jene Schule war, an der sein Pflegevater Heinrich Hartwig unterrichtete. Danach besuchte er die Oberrealschule in Itzehoe bis zur Obersekundareife. Er zog dann aus nicht bekannten Gründen – war es eine Flucht aus dem Hause Hartwig? – in ein Knabenhaus der Rheinischen Mission in Barmen und bestand 1932 in Elberfeld das Abitur.

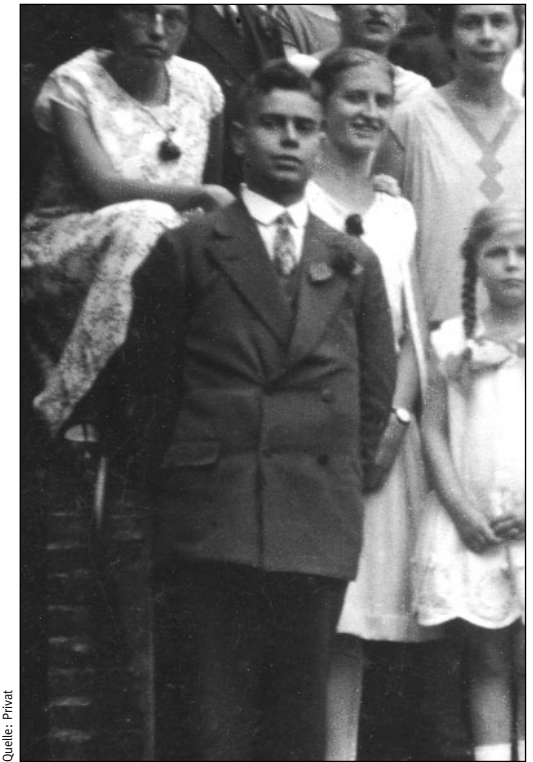
Inzwischen zu einem jungen Mann gereift, ist es wichtig zu erfahren, welches politische Umfeld er im Hause der Rheinischen Mission vorfand. Gustav Menzel macht dazu in seiner Missionsgeschichte Angaben, die zwar die Jahre ab 1933 betreffen, von denen aus jedoch Rückschlüsse auf die Verhältnisse vor Hitlers Machtantritt zu ziehen sind. Die Deputation der Missionsgesellschaft berichtet in einem Protokoll vom 11. Dezember 1933: „Vom Sommer ist noch mitzuteilen, dass 29 Brüder in die SA eingetreten sind auf ihren eigenen Wunsch(!) Es ist zu hoffen, dass die Mitgliedschaft in der SA sie in ihrem Studium nicht behindert. Sie sind angeschlossen an die Gruppe der Studenten in der Theologischen Schule in Elberfeld“. <sup>24</sup> (Gemeint sind Schüler des Missionsseminars der Rheinischen Mission.) Der Hauptlehrer für die dortige Vorschule gehörte bereits der Glaubensbewegung Deutsche Christen an und war Mitglied der NSDAP. <sup>25</sup> Mit diesen Befunden fiel die Rheinische Mission durchaus nicht aus dem Rahmen der damaligen evangelischen Kirche.

Auch spätere Feststellungen sind ohne eine Vorgeschichte in der Zeit der Weimarer Republik schlecht vorstellbar. 1939 wird festgestellt, dass „bei der Auswahl des Personals in der Verwaltung [...] großer Wert auf die Zugehörigkeit zur Partei gelegt“ werde, „während die Frage der geistlichen Eignung auch an dieser Stelle keine entscheidende Rolle spielt.“ <sup>26</sup>

1933 erfasste großer Jubel auch die Rheinische Mission. Das fand seinen Ausdruck im *Barmer Missionsblatt*: „Der Dank an Gott für den gewaltigen ans Wunderbare grenzenden Umschwung, der sich in unserm Volk und Vaterland vollzogen hat, wird verbunden mit der Bitte, dass unter der Leitung des Herrn dieses gewaltige Erleben der Sache des Reiches Gottes und der Ausbreitung seines Evangeliums in aller Welt zugute kommen möge.“ <sup>27</sup> Diese Euphorie und Erwartung dürfte manchen Missionar beseelt haben. In diesem politischen Klima lag für Johannes Nommensen der Weg in die SS 1933 sehr nahe.

Im Laufe einer Missionarskonferenz mit Gliedern der Deputation der Rheinischen Mission im Februar 1947 legte die Bruderschaft (= die Missionare) eine Art Schuldbekanntnis ab, mit dem Tenor, „dass wir nicht allein an unserem Herrn Christus gehangen haben [...] daß aus dieser geistlichen Schuld viel politische Schuld und Verblendung erwachsen ist“. <sup>28</sup> Es wäre hilfreich und notwendig gewesen, diese „Schuld“ deutlich zu konkretisieren.

Jonathan Nommensen mag sich mit „einigen Sätzen“ – welche es sind, wird nicht gesagt – dieser Erklärung nicht einverstanden erklären. In einem besonderen Schriftsatz betont er, er habe sich als Missionar zu keiner „Nationalität“ bekannt und habe keiner Partei angehört. Er habe dem niederländischen Generalgouverneur 1936 versichert: „Ich bin Missionar und habe als solcher mit Politik nichts zu schaffen.“ <sup>29</sup> Diese Distanzierung von den übrigen Brüdern muss nicht unbedingte eine innere Distanz zum



Johannes Nommensen als Schüler



Nationalsozialismus bedeuten. Sie kann auch als Zeichen für eine grundsätzliche politische Abstinenz verstanden werden, als Konkretisierung einer in Kreisen des Gemeinschaftsvereins verbreiteten Grundhaltung, die „Stillen im Lande“ sein zu wollen. Es ist aber schon hier anzumerken, dass er sich bei der Nachricht vom Eintritt seines Johannes in die SS aus Kummer „drei Tage lang eingeschlossen“ habe.<sup>30</sup>

### 4.3. Das Studium

Nommensen selber gibt 1932 als Jahr seines Abiturs an. Wie aus Kreisen seiner Familie zu erfahren ist, war zunächst Musik sein Studien- und Berufswunsch. Sein Vater habe aber gemeint, er solle erst einmal „etwas Ordentliches“ lernen. So entschied er sich dann für die Medizin. Er studierte in Marburg, Kiel und Tübingen. Seinem eigenhändigen Lebenslauf (um 1937)<sup>31</sup> zufolge hat er bereits 1934 die erste ärztliche Vorprüfung, das Physikum, gemacht. Nach dem Staatsexamen erhielt er eine Anstellung am städtischen Krankenhaus in Neumünster. Während der Semesterferien 1935 arbeitete er als „Famulus“ bei seiner Tante Maria Nommensen in den Alsterdorfer Anstalten in Hamburg – wie die Tante berichtete: „mit Leib und Seele“.<sup>32</sup> Seine Wohnung nahm er in der Frauenklinik in Kiel.

Das Studium war für Johannes von finanziellen Schwierigkeiten begleitet. „In großer Not“ wandte er sich an die Missionsgesellschaft, die jedoch für die erwarteten 150 Reichsmark monatlich nicht aufkommen konnte. Direktor Warncke reichte das Problem weiter an Jonathan Nommensen in Sumatra. Er fürchte, Johannes müsse möglicherweise das Studium aufgeben, „das bedeutet aber heute, dass er auf der Straße liegt.“<sup>33</sup>

Jonathans Antwort vom 2. Februar 1933 an Warncke verrät ein recht gespanntes Verhältnis zu seinem Sohn. Dieser habe sich in finanziellen Fragen vereinbarungsgemäß an seine Pflegetante Dora Hartwig zu halten. Wenn er andere Erwartungen habe, „kann er schauen, wie er fährt, von mir hat er dann nichts mehr zu erwarten“. Er, Jonathan, sende stets so viel, wie er kann, ärgert sich aber, „weil die Herren meinen, ich sei vermögend oder bekäme ein hohes Gehalt“. Er könne seinem „Herrn Sohn“ kein Sonderkonto einrichten. Möglicherweise ist diese Verärgerung Jonathans schon eine Reaktion auf des Sohnes extreme politische Neigung und, damit verbunden, eine Beeinträchtigung seines Studiums. Aus einem Dokument aus dem Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau geht hervor, Dr. Nommensen habe mit seinen „Schmissen“ (verheilten Säbelwunden) im Gesicht wie ein „alter Korpsstudent“ gewirkt.<sup>34</sup> Und die Mitgliedschaft in den schlagenden Studentenverbindungen, zu deren einer er angehört zu haben scheint, wollte bezahlt sein.

Ungeachtet aller Schwierigkeiten hat Johannes sein Studium vollendet. Doch erhebt sich dabei die Frage, ob nicht auch seine wirtschaftlich missliche Lage den Eintritt in die SS befördert hat. Viele seiner Zeit- und Schicksalsgenossen haben die sehr enge Kameradschaft und Hilfsbereitschaft in den Organisationen der NSDAP als Geborgenheit und „geistige“ Heimat erlebt, oft auch als Stütze in materiell schwieriger Lebenslage.

### 5. Johannes Nommensen in der allgemeinen SS

Seine Aufnahme in die SS erfolgte am 1. Oktober 1933 mit der SS-Nummer 194 673. Seinen Dienst versah er im SS-Sanitätssturm XX. In April und Mai 1934 leistete Nommensener seinen Pflichtdienst im Reichsarbeitsdienst ab. Am 1. Mai 1937 trat er, bald nach Aufhebung der Aufnahmesperre, unter der Mitgliedsnummer 3 970 356 der NSDAP bei. In seinem SS-Erbgesundheitsbogen vom 27. Mai 1937 gibt er als Dienstgrad Unterscharführer an mit Dienststellung als Führer der Sanitätsstaffel IV/40.<sup>35</sup>

#### 5.1. Die schwierige Heirat

Nommensen gedachte, die Mittelschullehrerin Johanna Bröcker zu heiraten. Kurz nach seinem Eintritt in die SS feierten die beiden ihre „private“ Verlobung, wohl wissend, dass es für SS-Angehörige einer besonderen Heiratsgenehmigung bedürfe. Seine Verlobte, geboren am 4. Juli 1909 in Kiel, absolvierte ein Fachstudium in Mathematik, Biologie, Physik und Chemie und promovierte 1934 an der Universität Kiel. Doch musste sie sich zunächst mit einer Anstellung an der Volksschule Tiel in Kreis Schleswig begnügen. Wie ihr Verlobter war auch sie früh von der nationalsozialistischen Bewegung erfasst. Bald nach der Promotion nahm sie an einem Führerinnen-Schulungslager teil. Mit dieser Qualifikation wurde sie bis zu ihrer Festanstellung im Schuldienst als Erzieherin in einem Landjahrlager eingesetzt. Auch sie wurde Mitglied der NSDAP unter der Nummer 4 082 621.<sup>36</sup>

Mit dem obligatorischen Antrag auf Heiratsgenehmigung setzten alsbald Schwierigkeiten ein. Dem Rasse- und Siedlungshauptamt der SS in Berlin waren Gesundheitszeugnisse über enge Verwandte beider Partner vorzulegen, insbesondere schriftliche Auskünfte über deren Todesursachen bei ungewöhnlich frühem Ableben. Dabei kam zutage, dass Johann Hartwig, ein Onkel Johannes Nommensens, in der Nervenklinik in Kiel mit „Paranoia chronica (Schizophrenie)“ aufgenommen worden war. Dessen Mutter gelang es aber, gegenüber der SS glaubhaft zu machen, dass die Krankheit ihres Sohnes nicht erblich sei, sondern von einer Grippe in früher Kindheit herrühre. Damit war dies Hindernis beseitigt.<sup>37</sup>

# N. u. S.-Fragebogen

(von Frauen fangemäß auszufüllen)

Name und Vorname des SS-Angehörigen, der für sich oder seine Braut oder Ehefrau den Fragebogen einreicht:

Nommensen, Johannes

Dienstgrad: 44-Mann 662 194673

B. z. Nr. 49207

Name (feierlich schreiben) Nommensen, Johannes Ludwig

in 44 seit: 1. Nov. 1933 Dienstgrad: 44-Mann 44-Einheit: Saa-Sturm XX.

in SA von ... bis ... in SS von ... bis ...

Mitgliedsnummer in Partei: beantragt! in 44: 194673

geb. am: 24. 12. 1909 zu: Si-Boempou Kreis: Toba auf Sumatra

Land: Niederland Indien jetzt Alter: 27 Jahre Glaubensbet.: evangelisch

Sehiger Wohnort: Kiel Wohnung:

Beruf und Berufsstellung: Arzt, noch in der Ausbildung

Wird öffentliche Unterstützung in Anspruch genommen? nein

Liegt Berufswechsel vor? nein

Außerberufliche Fertigkeiten und Berechtigungscheine (z. B. Führerscheine, Sportabzeichen, Sportauszeichnungen):

Führerscheine I u. III

Ehrenamtl. Tätigkeit:

Dienst im alten Heer: Truppe:

Freikorps	von	bis
Reichswehr	von	bis
Schutzpolizei	von	bis
Neue Wehrmacht	von	bis

Letzter Dienstgrad:

Frontkämpfer: ... bis ... verwundet ...

Orden und Ehrenabzeichen einschl. Rettungsmedaille:

Personenstand (ledig, verwitwet, geschieden — seit wann): ledig

Welcher Konfession ist der Antragsteller? evangelisch die zukünftige Braut (Ehefrau)? evangelisch

(Als Konfession wird auch außer dem herkömmlichen jedes andere göttliche Bekenntnis angesehen.)

Ist neben der standesamtlichen Trauung eine kirchliche Trauung vorgesehen? Ja — nein

Soll neben der standesamtlichen Trauung eine kirchliche Trauung stattgefunden? Ja — nein

Gegebenenfalls nach welcher konfessionellen Form? evang.

Ist Ehestandsdarlehen beantragt worden? Ja — nein

Bei welcher Behörde (genaue Anschrift)?

Wann wurde der Antrag gestellt?

Wurde das Ehestandsdarlehen bewilligt? Ja — nein

Soll das Ehestandsdarlehen beantragt werden? Ja — nein Voraussichtlich Ja

Bei welcher Behörde (genaue Anschrift)?

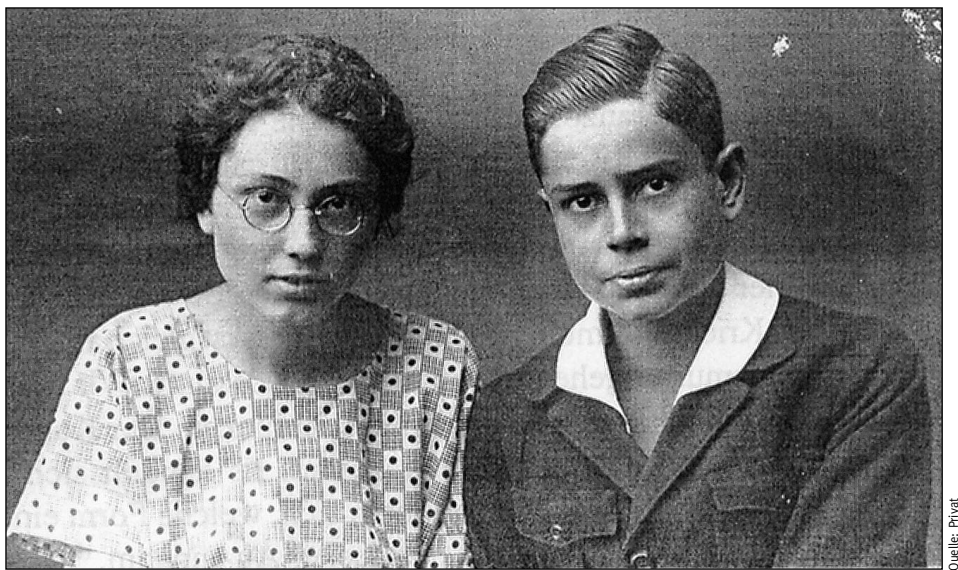
Quelle: BA-BDC-SS-Akte Nommensen, Johannes

Ernsteres Ungemach verursachte der Stammbaum Nommensens. Dem Rasse- und Siedlungsamt war das Vorkommen eines Johann Nicolaus Coburger in seinem Stammbaum aufgefallen.<sup>38</sup> Der Name komme doch in jüdischen Familien vor, hieß es. Eine jüdische Abstammung konnte zwar urkundlich nicht nachgewiesen werden, der Verdacht jedoch blieb. Die inkriminierte Ahnenreihe reichte ziemlich weit zurück: Johannes Nommensen – Vater Jonathan Nommensen – dessen Mutter geborene Gutbrod – deren Mutter geborene Coburger – deren Vater Johannes Nicolaus Coburger. Letzterer war als Blaufärber in Hamburg ansässig gewesen. Die SS-Dienststelle dazu: „Die Eheschließungen von J. N. Coburger sind nicht beurkundet worden. Wir möchten annehmen, dass Coburger jüdischer, seine Ehefrauen (!) aber christlicher Konfession waren. Die Ehen wurden deshalb in Wandsbek außerhalb Hamburgs geschlossen. Solche Mischehen waren in Hamburg vor 1851 nicht erlaubt.“<sup>39</sup> Die Heirat wurde vom Sippenamt in Berlin unter der Bedingung freigegeben, dass die fehlenden Urkunden zu Coburger (Geburt und Heirat) bis zum 1. Dezember 1937 eingereicht werden.<sup>40</sup> Nommensen versichert, solche Urkunden seien nicht mehr vorhanden.<sup>41</sup> Das Sippenamt beharrt auf einer Fortsetzung der Nachforschungen.<sup>42</sup> Spuren einer solchen sind nicht auffindbar. Von Nommensens Braut wird eine schriftliche Erklärung verlangt, „dass sie die Ehe mit J. Nommensen eingehen will, obwohl in seinem Stammbaum ein jüdischer Name vorkommt.“<sup>43</sup> Dem entspricht sie am 31. Oktober 1937. Ihr eigener „SS-Erbgesundheitsbogen“<sup>44</sup> enthält keine Auffälligkeiten. Ihr wird jedoch auferlegt, den Abschlusschein eines Mütterschulungslehrganges vorzulegen.<sup>45</sup> Darauf antwortet Nommensen: Seiner Braut sei die Teilnahme an einem solchen Kurs nicht möglich, weil es an ihrem Wohnort einen solchen nicht gebe. „Im übrigen hat Hanna Bröcker einen Landjahrleiterinnenkurs mitgemacht und ist als Wirtschafterin im Landjahr tätig [...] Sie hält selber Vorträge in der (NS-)Frauenschafterin über Mütterschulung sowie Rassenpolitik.“<sup>46</sup> (Es handelte sich um das Landjahrlager Tönning.) Am 16. Dezember 1938 findet die Hochzeit statt. Erst 1944 wird ihr Sohn Peter geboren. Er blieb ihr einziges Kind.

## 5.2. Johannes und seine Schwester Hedwig

Das Verhältnis zwischen den beiden Geschwistern muss mit der gebotenen Offenheit dargestellt werden, weil hier mit besonderer Dramatik und Anschaulichkeit erkennbar wird, in welche Abgründe die Symbiose von Nationalsozialismus und kirchlichem Christentum führen kann.

Privater Offenbarungseid: Johannes Nommensens Fragebogen des Rasse- und Siedlungshauptamtes der SS



Quelle: Privat

Die Geschwister Hedwig und Johannes Nommensen

Hedwig Nommensen wurde als jüngste Tochter des Ehepaares Jonathan und Friederike Nommensen am 12. Mai 1908 in Sumatra geboren. Nach ihrer Rückkehr nach Deutschland 1920 wurde auch sie von ihrer Tante Dora Hartwig in Itzehoe aufgenommen. Sie absolvierte eine Ausbildung als Volksschullehrerin und unterrichtete an verschiedenen Schulen in Schleswig-Holstein, zuletzt in Schmalfeld, Kreis Segeberg, von wo aus sie gerne die Familie des Autors im nahe gelegenen Alveslohe besuchte.

Sie war eine schöne, lebenslustige, sportliche und überaus freundliche Frau. Während ihrer Tätigkeit an der Volksschule in Rumfleth bei Wilster lernte sie im Sommer 1935 den in Wilster wohnhaften Gymnasiallehrer Walter Ossenbrüggen kennen. Beide wünschten sich, bald heiraten zu können. Von ihrem Vater Jonathan hatte sie bereits die elterliche Heiratsurkunde erhalten und verkündete nun voll Freude, dass sie zu Weihnachten ihre Verlobungskarten zu versenden gedächten.<sup>47</sup>

Am 15. Januar 1936 berichtet sie ihren Eltern in Sumatra über das in großer Gesellschaft im Hause Harder verlebte Weihnachtsfest. Ihr Verlobter war dabei gewesen und konnte sich der großen Familie vorstellen. Sie schrieb: „Wir haben uns in Rumfleth kennen gelernt und uns sehr bald gut verstanden und haben uns sehr, sehr lieb [...] Er selbst – 31 Jahre – ist auch Lehrer, für höhere Schulen [...] Er hat furchtbar viel Schweres durchgemacht, hat es noch nicht alles verwunden – Bitte rührt daher in Briefen nicht daran.“<sup>48</sup>

Was sich hinter dem „Schweren“ verbirgt, könnte in einem Brief von Dora Hartwig an Jonathan Nommensen angedeutet sein, nämlich „dass er in Heide im Gymnasium von einem Kollegen andauernd entsetzlich verleumdet und gequält worden ist. Da hat Walter Ossenbrüggen sich dazu hinreißen lassen, den betreffenden Menschen mit einer Reitpeitsche vor der Klasse zu schlagen, was ihm und dem anderen eine Strafversetzung eingetragen hat.“<sup>49</sup> Ossenbrüggen widmet sich danach einer wissenschaftlichen Arbeit. Hedwig wird nach Schmalfeld versetzt. Sie entschließen sich, die Hochzeit noch „etwas hinaus zu schieben“.<sup>50</sup> Tatsächlich aber wurde die Verlobung im Januar 1936 gelöst. Danach ist in Hedwis umfangreichen Briefen nie mehr die Rede von ihrem Verlobten. Stattdessen liest man in einer Luftpostkarte vom 12. Februar 1937 an ihre Eltern und ihre ältere Schwester Erna in Sumatra erstmals von einem Kind, dessen Namen sie zärtlich mit dem Diminutiv „-lein“ versieht (künftig hier „Ankelein“ genannt). Dass es sich hier etwa um ihre, Hedwigs Tochter gehandelt hat, geht aus keinem der vielen Briefe hervor, in denen sie – wenngleich sehr liebevoll – lediglich nach dem „Ergehen“ Ankeleins fragt.<sup>51</sup>

Fragen, die sich daraus ergeben, wurden in der weit verbreiteten Familie und Verwandtschaft unterdrückt, jedenfalls höchst ungerne zugelassen, zum Beispiel die Fragen: Wer war Walter Ossenbrüggen? Warum kam es zu keiner Heirat? Und welches Geheimnis umgab jenes Kind in Sumatra?

Aus Kreisen der Familien Harder und Nommensen gibt es zur Person Ossenbrüggens statt konkreter Angaben lediglich Andeutungen, die in verschiedene Richtungen weisen. (Ich selber erinnere mich deutlich an die während eines Ferienaufenthaltes im Hause Harder über Ossenbrüggen geführten Gespräche.) Alle Mitteilungen lassen kaum einen Zweifel daran, dass Hedwis jüngster Bruder Johannes entscheidend an dieser Tragödie beteiligt gewesen ist.

Einerseits hieß es, Ossenbrüggen sei „Sozi“ und damit politisch angreifbar und bringe dann die Familie möglicherweise ebenfalls in Gefahr. (Der erwähnte Vorgang mit der Reitpeitsche, wo immer er sich ereignet hat, könnte auf einen solchen Zusammenhang hinweisen.) Ferner teilt Dora Hartwig Hedwigs Vater Jonathan brieflich mit: „Auch Hans [= Johannes] schrieb vor wenigen Tagen an Else [Else Harder, Itzehoe, Hedwigs ältere Schwester], dass Hedi auf keinen Fall heiraten dürfte, da er erkundet hatte, dass W[alter Ossenbrüggen] schon in einer Nervenklinik gewesen sei und er dort direkt Vorfragen wolle.“<sup>52</sup> Von mehreren Familienangehörigen ist zu erfahren, Johannes habe mit Blick auf Ossenbrüggen geäußert, er würde ihn am liebsten „erschlagen“. Und in eben diesem Zusammenhang wird geäußert: „Er [W. O.] galt ja als psychisch krank, vielleicht sogar als Jude“, und: „ihr wurde die Heirat verboten.“<sup>53</sup>

Wichtig ist, dass die meisten Angehörigen beider Familien Gelegenheit hatten, Ossenbrüggen anlässlich der Weihnachtsfeier im Kreise der Familie persönlich kennen zu lernen. Wie ist die dann folgende radikale Ablehnung dieses Mannes zu erklären? Im Jahre 1936, dem Jahr der Olympischen Spiele in Berlin, erreichte die Zustimmung zum nationalsozialistischen Staat neue Höhen, und politischer Opportunismus schien auch im Familienleben zur Richtschnur zu werden. Das hieß in diesem Falle: Distanzierung von Personen und Kreisen, die dem nationalsozialistischen Verständnis von „Volksgemeinschaft“ als missliebig galten. Das Wissen um eine entsprechende Verstrickung kann verständlich machen, dass alles, was Walter Ossenbrüggen und seine Verlobte Hedwig betraf, bis heute unter einer Decke des Verschweigens gehalten wird – ein Umstand, der die Aufhellung der Vorgänge und Hintergründe sehr erschwert.<sup>54</sup>

Angedeutet wird jedoch gelegentlich, dass in diesem Zusammenhang eine Intervention von Seiten Johannes Nommensens ausschlaggebend gewesen sei. Dabei habe er seine Position in der SS ins Spiel gebracht. Und in der Tat zeichnet sich bei dieser Intervention die in der SS besonders gepflegte radikale Feindschaft gegen Sozialisten und Juden, sowie die Geringschätzung psychisch Belasteter ab. Selbst wenn man unterstellt, die bedrohlichen Äußerungen Nommensens seien nur im Affekt gefallen, so verraten sie doch die starke emotionale Schubkraft hinter seiner Intervention.

Deutlich wird auch, wie tief er die Ideologie der SS zur Richtschnur seines eigenen Handelns gemacht hatte. Mit seiner anmaßenden Einmischung hat er möglicherweise eine erste, aber verhängnisvolle Schwelle auf seinem Weg in das System der Konzentrationslager überschritten: das Lebensglück seiner leiblichen Schwester.

Hedwig, die junge werdende Mutter, in entschieden christlichen Häusern aufgewachsen und erzogen, musste auf ihre Liebe verzichten, sie unterdrücken. Der Familie war die Schwere dessen bewusst, was sie der jungen Frau zumutete. Zudem: Hedwig geriet ob ihrer Schwangerschaft und der zu erwartenden unehelichen Geburt eines Kindes in tiefe Verzweiflung. Sie suchte den Ausweg in der „Sünde“ mehrerer, freilich fehlgeschlagener Abtreibungsversuche. Die schienen ihr selber und der Familie vermutlich weniger verwerflich als die Heirat mit einem belasteten Mann wie Ossenbrüggen.

Die Familien sahen sich vor einer Güterabwägung: Ungeachtet ihres täglich praktizierten frommen Tageslaufes mit Lesungen in der Heiligen Schrift, Gebeten und Gesängen aus dem „Reichsliederbuch“ des Gemeinschaftsvereins gaben sie den Erwartungen der NSDAP im „Dritten Reich“ nach. Sie zerstörten eine große Liebe und muteten Hedwig die Last einer

damals noch verpönten unehelichen Geburt zu. Hedwig, diese intelligente und gebildete junge Frau, scheint diesem Druck auf Dauer keinen Widerstand entgegengesetzt zu haben, abgesehen von dem Ausbruch in die Versuche zum Schwangerschaftsabbruch. Wie ist das zu erklären? Es bleiben Vermutungen: War es nur die anerzogene Unterwerfungshaltung gegenüber der für sie maßgeblichen Autoritäten im Familienverband? War es der ihr übermächtig zusetzende, ins Gewissen redende kollektive Druck der Familie, von der sie nach ihrer Ankunft in Deutschland so liebevoll aufgenommen worden war? Welche Rolle der im fernen Sumatra lebende Vater gespielt hat, ist mir nicht bekannt

War die innere Übereinstimmung der Familie mit den „Werten“ des Nationalsozialismus schon so stark, dass sie das Menschenbild des Evangeliums in den Schatten verwies? Oder hatte Hedwig sich selber schon damals innerlich so dem Nationalsozialismus verschrieben, dass sie ihr Schicksal letztlich doch innerlich annahm und bejahte? Dass sie der äußerlichen Trennung von ihrem Kinde auch die innere, emotionale Verleugnung folgen ließ, wie ihre Briefe dies nahelegen?

Sie geht nun einen schweren Weg. Nach der Auflösung der Verlobung beschreibt sie deprimiert den Ort, an dessen Schule sie versetzt wurde, Meggerkoog im Kreis Rendsburg: „Kaum einen grünen Baum sieht man dort, erst recht nicht blühende Bäume – kahl – kahl – und noch mal kahl!“<sup>55</sup> Sie wird an die Volksschule in Schmalfeld versetzt, wo sie sich dann jedoch unter den Kollegen und den Schülern sehr wohl fühlt. Sie beschreibt ausführlich ihre Freude an dem ihr zur Verfügung stehenden Gartenland. Sie berichtet von seinen Blumen, von der Freude beim Konservieren der Früchte, ganz als finde sie darin Vergessen und Trost.

Am 16. August 1936 schreibt sie einen kurzen Kartengruß an ihre Eltern, ohne – was merkwürdig genug ist – auf ihre Situation einzugehen. Wenige Tage darauf, am 24. August, bringt sie ihre Tochter in einer Klinik in Kiel, dem Aufenthaltsort ihres Bruders Johannes, zur Welt. Weder ihre Schwangerschaft noch die Entbindung finden in ihren erhaltenen Briefen jemals irgendeine Erwähnung.<sup>56</sup>

Erst in einem Brief vom 12. Februar 1937 an ihre Eltern und ihre ältere Schwester Erna Brinkschmidt taucht in liebevoller Koseform der Name eines Kindes auf, das sich, wie hier erstmals deutlich wird, offensichtlich in der Obhut ihrer Schwester „Ernalein“ befindet. Ein Hinweis darauf, dass es sich um ihr eigenes Kind handelt, findet sich in keinem ihrer vielen Briefe. So wird es im Laufe der jahrelangen Korrespondenz bleiben. Niemals erscheint das Kind als Hedwigs Tochter. Niemals wird die Rede sein von der Entbindung, und niemals findet der Geburtstag des kleinen Mädchens eine Erwähnung. Was war geschehen?

Völlig unklar bleibt, wie sie diese Entbindung, Frucht einer von der Familie missbilligten Verbindung, erlebt und dann verwunden hat. Der erste Brief danach datiert erst vom 1. Oktober 1936. Hedwig freut sich ganz unbeschwert über die angenehmen Verhältnisse in Schule und Gemeinde Schmalfeld. Sie sucht Zerstreuung im Garten und beim Motorradfahren und sehnt sich nach ihren Geschwistern. Und plötzlich taucht in ihren Briefen das „Ankelein“ auf.

Was wurde aus der kleinen Tochter? Das Kind wurde standesamtlich unter dem Familiennamen Nommensen eingetragen. Verabredet war, in welchem Kreis auch immer, dass möglichst niemand von der Existenz des unehelich geborenen Kindes als Hedwigs Tochter wissen sollte. In der Familie war für diese ungewöhnliche Maßnahme auch die Formulierung überliefert: „Man hat es ihr weggenommen“.

Das Kind wurde zunächst in ein Heim verbracht, dann einer nicht genannten Familie übergeben. Die Mutter wurde eine Zeitlang in einem kleinen Zimmer im Hause der Familie Harder „untergebracht“. Das ging nicht ganz geräuschlos vor sich. Ein Familienmitglied weiß aus eigenem Erleben, dass dieser „Einzug“ mit einem „Tumult“ einherging. Er sei „nicht ganz freiwillig“ erfolgt. Es dürften also Widerstände zu überwinden gewesen sein. Lagen sie auf Hedwigs Seite? Welche das waren, bleibt der Spekulation überlassen. Vorstellbar ist, dass Angehörigen der Familie Harder, motiviert von Barmherzigkeit, daran gelegen war, Hedwig in einem mehrfachen Sinn aufzufangen, aufzunehmen und zu pflegen. Vielleicht wollte man sie im Auge behalten, um sie vor unbedachten Handlungen gegen sich selber zu bewahren. Sehr wahrscheinlich war diese Unterbringung auch dazu gedacht, sie zu isolieren und sie vor allen denkbaren Einflüssen und Zugriffen zu verbergen. Das Weihnachtsfoto 1936 (vgl. S. 31) lässt sie als herzlich aufgenommenes Mitglied der Familie erscheinen.

Wie ist das Ganze zu erklären? Zunächst: Das Kind hatte nicht sein sollen. Es stammte aus einer Verbindung, die so stark missbilligt wurde, dass die Verlobung unter offensichtlich sehr starkem Druck seitens der Familie von Hedwig selber gelöst werden musste. Die Existenz des Kindes konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden. Aber es blieb „belastet“ als unehelich, mehr noch: als Abkömmling eines Vaters, der inakzeptabel erschien – ob politisch oder rassisch, ob in religiöser Hinsicht als nicht im Christentum gegründet und beheimatet, oder schließlich „erbbiologisch“. Man unterstellte beim Vater eine psychische Labilität. Ein Aufenthalt in einer Nervenklinik wurde jedoch nicht nachgewiesen, noch weniger die Erblichkeit der bei ihm angenommenen Schwäche.

Angeblich aber beschlich die Familie die Befürchtung, dass ihr von Seiten der Verwaltung oder einer Organisation der Partei das Kind als erblich

belastet weggenommen werden könnte, was die Familie zu sehr ins Blickfeld staatlicher und politische Organe gerückt hätte. Eine derartige Befürchtung erscheint jedoch unbegründet. Zwar gab es bereits seit Oktober 1935 das „Gesetz zum Schutze der Erbgesundheit des deutschen Volkes“. Es bedrohte aber nicht Säuglinge, sondern die Eltern. Denkbar ist, dass Johannes Nommensen diesen Aspekt als wesentlichen Inhalt der SS-Ideologie gegenüber der Familie und seiner Schwester Hedwig benutzte und die Forderung der Trennung forcierte. Mit Blick auf das Kind bleibt jedenfalls unverständlich, wie es einer behördlichen Verfolgung dadurch hätte entgehen können, dass es in ein Heim verbracht und dann irgendeiner Familie übergeben wurde. Es blieb behördlich immer „existent“, „gemeldet“ und damit einem Zugriff ausgesetzt.

Schließlich war man zu der Überzeugung gelangt, es sei am besten, wenn das Kind ganz außer Landes gebracht werde. Es traf sich, dass das Ehepaar Brinkschmidt beabsichtigte, um die Jahreswende 1936/37 wieder an ihre Wirkungsstätte Sumatra zurück zu kehren. Diesen Umstand nutzend, übergab man das Kind schließlich Hedwigs Schwester Erna Brinkschmidt, die es an Kindes statt, jedoch ohne Adoption, mitnahm.<sup>57</sup>

Da die Entfernung des Kindes von seiner Mutter aus Furcht vor staatlicher Verfolgung (und Lebensbedrohung!) im Hinblick auf dessen erbliche Belastung nicht glaubwürdig erscheint, sind andere Motive zu vermuten. Welche kommen dabei in Betracht? Die Situation, in der Hedwig sich befand, legt es für sie nahe, Rat, Hilfe, Trost zu suchen oder ganz einfach: sich aussprechen zu können. Wohin hätte sie sich wenden können?

Ihr Vater als Bezugsperson war im fernen Sumatra. Sie hatte ihn seit ihrer Kindheit nicht mehr gesehen. Auf dem Familienfoto erweckt er eher den Eindruck eines Offiziers, eher distanziert als besonders warmherzig und zugänglich. Bei der Behandlung der finanziellen Schwierigkeiten seines Sohnes Johannes erweist er sich als ziemlich streng, wenn nicht gar hart. Hedwigs Briefe an ihn verraten keinen Annäherungsversuch in ihrer Not. In ihren Briefen an die Eltern gibt es nicht den geringsten Hinweis darauf, dass wenigstens ihr Vater als Christ und Missionar sich auf irgendeine Weise an ihre Seite gestellt hätte – ein schwer nachvollziehbares Verhalten. Von der Existenz von Freunden oder Freundinnen gibt es nirgendwo ein Zeichen.

Also bleibt der weitere Familienkreis: Die absolute Autorität in der Familie Harder, der Fabrikant Johannes Harder senior, Vater der vielköpfigen Familie Harder, war bereits am 14. April 1936 verstorben. Schon der erzwungene Abbruch der Beziehung Hedwigs zu Ossenbrüggen war aber gewiss nicht ohne Zustimmung, zumindest aber mit Kenntnis des überaus bibel- und prinzipientreuen Mannes erfolgt. Es folgen als Bezugspersonen:

Hedwigs ältere Schwester Else Harder in Itzehoe, bereits mit drei Kindern gesegnet, ihre älteste Schwester Erna Brinkschmidt, bisher kinderlos, ihre Brüder Arthur mit Frau und Johannes, damals noch verlobt. Und ihre Pflegemutter Dora Hartwig.

Sie alle dürften sich während der Monate bis zu Hedwigs Entbindung intensiv und gemeinsam Gedanken gemacht haben über die Situation der Schwangerschaft und danach der Geburt des Kindes. Das Ergebnis dürfte einhellig gewesen sein, da auch das überaus starke religiös gegründete Familienband eine Übereinstimmung in der Beurteilung begünstigte. Entsprechend erdrückend war das Votum. Es wird von Hedwig zunächst auch als wahrhaft „erdrückend“ empfunden worden sein. Aber es wurde ihr „ans Herz gelegt“, dem herzlosen Votum zu folgen. Dies Votum könnte, bezogen auf die Familie, folgendermaßen begründet worden sein: Das Kind wäre, wenn es im Kreis der Familie aufgewachsen und geblieben wäre, als dauernde Anklage, als Vorwurf eines Fehltritts seiner Mutter erlebt worden. Wollte man sich diesen Stachel ersparen?

Walter Ossenbrüggen als Vater des Kindes in die Familie aufzunehmen und zu integrieren, erschien auf Grund seiner Stigmatisierung undenkbar und wurde abgewendet. Seine Tochter hatte an der Behandlung ihres Vaters auf besondere Weise mitzutragen. Sie hat ihren Vater nie kennen gelernt, ihre leibliche Mutter erst wenige Jahre vor deren Tod. Der Trennung der Liebenden folgte die Trennung des Kindes von seinen Eltern.

Hier bietet sich an, nachstehendes Foto aufmerksam zu betrachten: In der Mitte als zentrale Figur (Tante) Dora Hartwig, links Erna Brinkschmidt mit Hedwigs Tochter. Das Kind liegt auf ihren Knien, wie „abgelegt“; Hände und Arme halten es ein wenig distanziert, wie eine Frau, die es noch nicht gewohnt ist, einen Säugling zu halten. Und sie hält ja in der Tat ein „fremdes“ Kind. Dies mag sich auch in ihrem Gesichtsausdruck abzeichnen. Erna Brinkschmidt erwies sich dann für das Kind als guter Mutterersatz. Ihre Fürsorge und Mütterlichkeit wurde dadurch belohnt, dass das Kind („Ankelein“) sie als ihre wahre Mutter ansah und verehrte und dass Hedwig ihre ältere Schwester mit „Ernalein“ ansprach.

Ganz anders erscheint auf dem Foto Hedwig, hinter Dora Hartwig stehend. Ihr strahlender Gesichtsausdruck ist wahrhaft der einer Mutter, fast glücklich auf das Kleine herabschauend, ihm total zugewandt. Und doch zeigt gerade dieses Foto mit dieser Konstellation der Personen das Faktum Trennung, nun von Hedwig anscheinend schon völlig akzeptiert, ganz ergeben, ganz ohne Zeichen von Eifersucht oder gar Schmerz, aber auch ohne Gefühlskälte.

Hedwig sucht sich nach der Entbindung auf mannigfache Weise zu zerstreuen: In Schmalfeld treibt sie regelmäßig Frühspor, gerne auch mit



Quelle: Privat

Weihnachten 1936 im Hause Harder in Itzehoe

ihren Schülern, zeichnet und malt und stürzt sich im Dorf geradezu in die Arbeit im Rahmen der verschiedenen NS-Organisationen. Sie wird Amtswalterin der NS-Frauenschaft, Führerin im Bund Deutscher Mädel, übernimmt Aufgaben in Lagern und „Wochenendschulungen“ dieser Organisationen und wirkt mit bei den vielen Sammlungen in jenen Jahren. Sie begeistert sich an den herausragenden Manifestationen des „Dritten Reiches“. Zu Hitlers Geburtstag reist sie nach Berlin und schwärmt von den Paraden der Wehrmacht. Auch an den Ereignissen des Krieges nimmt sie lebhaft teil.

Aber der verdrängte, wohl doch nicht ganz erstickte große Schmerz über die Trennung von ihrem Kind meldet sich mit zunehmender Intensität in Form von Krankheit zurück. Zunächst ist es 1938 ein Ohrenleiden mit „wahnsinnigen Schmerzen“, dann Furunkulose in der Nase, Halsschmerzen und schließlich ab 1942 schwere Asthma-Anfälle. Diese werden sie nicht mehr verlassen; an Unterricht ist kaum noch zu denken. Sie verbringt viel Zeit in Krankenhäusern und Sanatorien.

Im Jahre 1947 kehrt Erna Brinkschmidt mit dem Kind nach Deutschland zurück. Hedwig liegt mit häufigen quälenden Erstickungsanfällen

schwer krank danieder. In dieser Situation wird das Kind erstmals zu der Kranken geführt, gewissermaßen zugelassen, und diese ihr als ihre leibliche Mutter vorgestellt.

Hedwig kann schließlich noch kurz vor ihrem Tode eine notarielle Erklärung abgeben: „Ich erkläre, dass Herr (damals) Assessor Dr. phil. Walter Ossenbrüggen [...] der Vater meiner Tochter H... Nommensen ist“, als wäre damit endlich alles ins Reine gebracht. In einem Vertrag, 1952 notariell errichtet und 1953 vom Amtsgericht Itzehoe bestätigt, heißt es, dass die Mittelschullehrerin Erna Nommensen (!) ihre Pflegetochter „an Kindes Statt angenommen“ hat.<sup>58</sup>

## 6. Im System der Konzentrationslager

Die Stationen Nommensens in der Waffen-SS müssen aus verschiedenen Quellen rekonstruiert werden.<sup>59</sup>

Am 5. Oktober 1939 schreibt Hedwig, Hans sei „eingezogen“, was – bei gleichzeitiger Beförderung zum Untersturmführer – gleichbedeutend mit der Eingliederung in die Waffen-SS gewesen sein dürfte.

Am 30. Januar 1941 wird er in den Akten als Obersturmführer, am 9. November 1943 als Hauptsturmführer geführt, ohne Angabe von Einsatzorten. Eine „Aufstellung“ im Bundesarchiv nennt ihn für 1940 als einen von vier Lagerärzten in Dachau.<sup>60</sup> Auch Ernst Klee erwähnt seine Tätigkeit in Dachau. Ein bei Klee notierter Aufenthalt in Sachsenhausen ist nicht belegt.<sup>61</sup>

Zwei ehemalige Häftlinge – Herbert Schemmel und Fritz Bringmann – wissen von seiner Anwesenheit als Lagerarzt in Neuengamme von Ende 1941 bis Frühjahr 1942.<sup>62</sup> Ihre Angaben werden dadurch erhärtet, dass sich ihre Zeitangaben zum Teil decken mit der unter Nommensens Leitung im Februar 1942 durchgeführten „Abspritzung“ kranker Häftlinge. (Auf diese Aktion wird später eingegangen.) Nommensen selber bezeichnet sich für 1942 als SS-Standortarzt ohne Ortsangabe<sup>63</sup>, eine Bezeichnung, die auch Bringmann und Schemmel für ihn verwenden.

### 6.1. Lagerarzt in Dachau

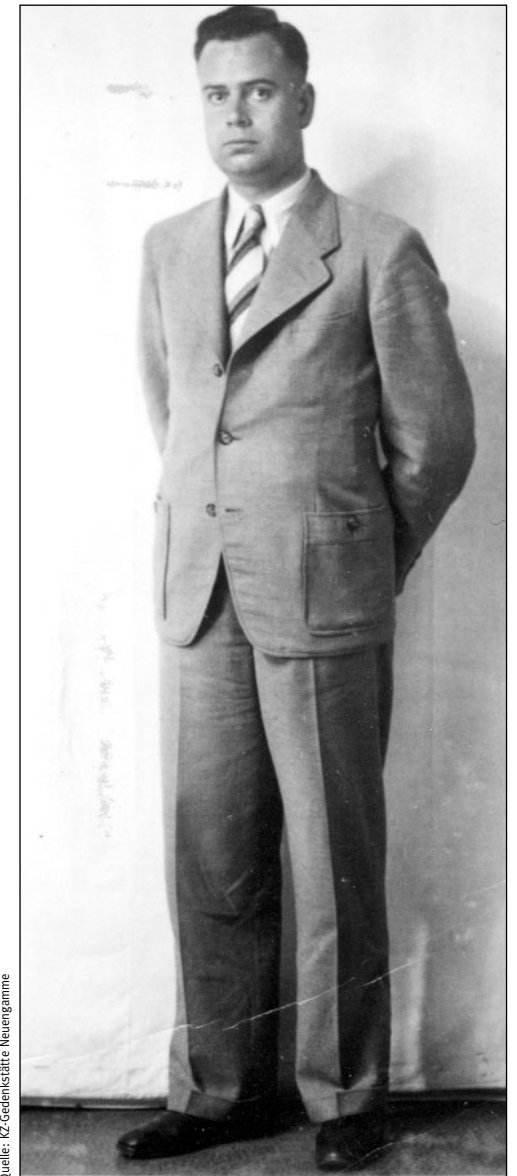
Das Bundesarchiv in Berlin weist einen Aufenthalt Nommensens in Dachau für 1941 aus<sup>64</sup>; das Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau verfügt jedoch über keine Unterlagen zu Dr. Nommensen.<sup>65</sup> Eine Akte des Bayerischen Landeskriminalamtes enthält eine „Liste von Ärzten, die laut Operationsbuch des KL Dachau Operationen durchführten.“ Darunter befindet sich auch ein Verzeichnis der Operationstätigkeit Dr. Nommensens.<sup>66</sup> Die Liste

erstreckt sich auf einen Zeitraum vom 14. Mai 1940 bis zum 25. Februar 1941 mit insgesamt 20 Operationsterminen. Diese Termine waren von unterschiedlicher Dauer – von 1½ Monaten bis zu wenigstens vier Tagen; einige dieser Termine wurden nachträglich unterstrichen.

Diese Quellen geben leider keine Antwort auf so wesentliche Fragen: An wem wurden diese Operationen durchgeführt – an Häftlingen oder an Patienten der SS-Garnison? Die überaus große Zahl der Operationen dürfte eine Tätigkeit im SS-Lazarett ausschließen. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass Häftlinge diese „Patienten“ waren. Welchem Zweck dienten sie dann aber? Die große Zahl der Operationen und die in der SS geltende Tendenz zur Menschenvernichtung scheint eine humane Zweckbestimmung auszuschließen.

Es ist vielmehr anzunehmen, dass diese Tätigkeit im Rahmen medizinischer Versuche und der Arztausbildung stattfanden. Für Dachau ist bezeugt, dass Absolventen von kurzen Ärztelehrgängen der SS die Gelegenheit zur praktischen Anwendung des Gelernten an Häftlingen erhielten.<sup>67</sup> Hierzu wurden vorzugsweise jüngere Häftlinge ausgesucht. In diesem Zusammenhang wird auch die Operationstätigkeit Nommensens verständlich, der vermutlich vorher kaum oder gar keine chirurgische Erfahrung hatte sammeln können.

Bezeugt ist auch, dass es in Dachau zu unnötigen Amputationen gekommen ist.<sup>68</sup> Möglicherweise wird in diesem Zusammenhang auch die Charakterisierung Nommensens verständlich: „Typ eines alten Korpsstudenten [...] amputierte gern“ gewesen zu sein.<sup>69</sup>



Quelle: KZ-Gedenkstätte Neuengamme



Quelle: Sammlungen der Mahir- und Gedenkstätte Ravensbrück, Fo 110 10

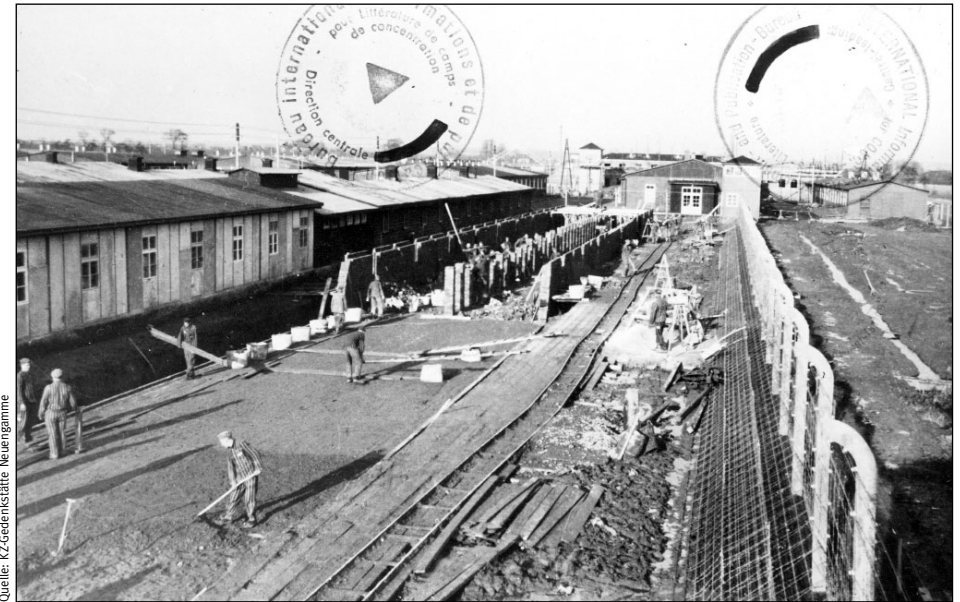
Das Frauen-KZ Ravensbrück, Barackenlager mit Lagerstraße 1, ca. Sommer 1941

Dokumente im Bundesarchiv belegen Nommensen – mit seiner SS-Nummer, aber ohne Zeitangabe – als Lagerarzt im Frauenlager Ravensbrück.<sup>70</sup> Auch Nommensens Sohn nennt Ravensbrück als vorübergehende Station seines Vaters und fügt hinzu, es habe (von Seiten seiner Mutter) den Hinweis gegeben, dass er dort „Vorgesetzter der doch schwer belasteten Lagerärztin Dr. Hertha Oberheuser gewesen sei“.<sup>71</sup> Diese wurde wegen medizinischer Experimente an lebenden Häftlingen, oft mit tödlichem Ausgang, im Nürnberger Ärzteprozess zu 20 Jahren Haft verurteilt.

## 6.2. Die Mordaktionen in Neuengamme

Im Herbst 1941 wurde Nommensen in das KZ Neuengamme versetzt, wo er 1942 als Standortarzt geführt wurde. Als Quelle über seine dortige Tätigkeit dient ein von Prozessbeobachtern angefertigtes Protokoll der Verhandlungen im Curiohaus-Prozess 1946 in Hamburg.<sup>72</sup>

In Betracht kommt die Verhandlung am 29. Tag, dem 22. April 1946, gegen den Angeklagten Nr. 12 SS-Unterscharführer Willi Bahr, in Neuengamme eingesetzt als Sanitäter im SS-Revier, danach im Häftlingsrevier. Bahr hatte nur eine sehr kurze Ausbildung als Sanitäter durchlaufen, war jedoch intensiv an Dampfdesinfektion zur Entlausung und am Umgang mit Zyklon B ausgebildet worden.



Quelle: KZ-Gedenkstätte Neuengamme

Das Konzentrationslager Neuengamme kurz vor der Ankunft Johannes Nommensens 1941

### 6.2.1. Tödliche Injektionen

Wann genau diese Tötungen erfolgten, ist dem Protokoll nicht zu entnehmen. Hierzu gibt Bahr an, er sei mit Unterscharführer Brüning in das Dienstzimmer des Standortarztes Dr. Nommensen im SS-Revier gerufen worden. Um alle Verwechslungen auszuschließen, wird Bahr mehrfach gefragt, ob es sich tatsächlich um Dr. Nommensen und nicht etwa um einen anderen Lagerarzt gehandelt habe. Bahr beharrt nachdrücklich auf Dr. Nommensen. Dieser habe ihnen gesagt, die nichtarbeitsfähigen russischen Häftlinge seien künftig nicht mehr nach Dachau zu transportieren, wie dies bisher insbesondere mit tbc-kranken Häftlingen geschehen sei. „Dr. Nommensen hat gesagt, dass arbeitsunfähige Häftlinge nicht überführt werden können und daher Injektionen gemacht werden sollen.“ Bahr will von Dr. Nommensen gehört haben, für diese neue Maßnahme liege ein Befehl von Dr. Lolling aus dem Wirtschaftsverwaltungsamt der SS in Oranienburg vor. Diese Überführungen kranker Häftlinge nach Dachau geschahen nicht im Interesse ihrer Genesung, sondern führten sie in die Vernichtung, die wahrscheinlich im Wege der dort massenhaft durchgeführten, ganz besonders grausamen Erschießungen und nicht mittels der dort auch errichteten, aber relativ wenig benutzten Gaskammern vorgenommen wurde.<sup>73</sup>





Quelle: KZ-Gedenksstätte Neuengamme

Johannes Nommensen in Waffen-SS-Uniform in Neuengamme

Der Ankläger fragt: „Was für Injektionen waren das?“ Bahr: „Injektionen mit Phenol. Er gab den Befehl, das zu machen. Daraufhin haben wir uns zuerst geweigert [...] Ich habe ihm gesagt: ‚Das kann ich nicht machen, das habe ich noch nie gemacht‘.“ Als Nommensen ihm im Falle von Befehlsverweigerung mit Polizeigericht – vermutlich dem SS-Polizeigericht – drohte, habe er, Bahr, gehorcht und die Injektionen vorgenommen. „Um meine Familie nicht unglücklich zu machen, habe ich diesen Befehl befolgt.“

Die Selektion der Häftlinge erfolgte durch die Lagerärzte. Ein Kapo ließ die Selektierten sich entkleiden und führte sie nackt vor ein Röntgengerät, das von einem Arzt bedient wurde. Die Opfer mussten sich auf einen kleinen Feldoperationstisch legen, Bahr setzte eine Spritze in den Oberarm und eine weitere in das Hinterhauptloch. Phenol sei immer in genügender Menge in der Apotheke vorhanden gewesen. Nach drei bis fünf Minuten trat der Tod ein. Die Leichen wurden in das Leichenhaus transportiert. Der Ansatz der tödlichen Spritze am Hinterhauptloch setzt gewisse anatomische Kenntnisse voraus, über die Bahr jedoch nicht verfügte. Er wird also von einem Arzt genau eingewiesen worden sein, und dieser Arzt war vermutlich auch Dr. Nommensen.

Der ehemalige politische Häftling Fritz Bringmann, zur Zeit dieser „Abspritz-Aktion“ selber ins Krankenrevier der Kriegsgefangenen abkommandiert, gibt eine abweichende Version der Vorgänge. Nach ihm sei er, Bringmann, von Bahr aufgefordert worden, entsprechend der Anordnung des Lagerarztes die kranken Häftlinge zu töten. Das habe er abgelehnt. Daher habe Bahr die Abspritzen durchgeführt und zwar durch direkten Stich ins Herz. Dies sei mit Benzin geschehen.<sup>74</sup> Die hier zutage tretende Diskrepanz bezüglich des Tötungsmittels (Phenol oder Benzin) und der Prozedur der Tötung kann als unerheblich hingenommen werden. Möglicherweise sind beide Tötungsarten vorgekommen.

Für die stets angefertigten Todesbescheinigungen gab es aus Berlin normierte „automatische Todesurkunden“. Die von den Ärzten jeweils zu bestimmende fiktive Todesursache sollte wechseln, zum Beispiel zwischen Herzschwäche und Kreislaufschwäche. Diese Tötungsaktionen wiederholten sich etwa alle vier bis fünf Wochen und wurden dann an je 20 bis 30 Häftlingen vollzogen. Bahr gibt an, er selber habe auf diese Weise bis zu 200 Menschen getötet.

Die beschriebene Mordaktion an den kranken russischen Kriegsgefangenen provoziert die Frage nach der eigentlichen Verantwortlichkeit der Beteiligten. Laut Gutachten eines englischen Psychiaters sei Bahr als „geistig minderwertig, hysterisch und nicht voll zurechnungsfähig“ zu bezeichnen.<sup>75</sup> Bahr wurde die Aussage zuvor vernommener Zeugen vorgehalten, die ihn „nicht nur als dumm, sondern auch als grausam und als Sadist“ bezeichnet hatten. Der Ankläger fragt nun: „Stimmt es, dass gerade darum, weil Sie dumm sind und alles tun, was man Ihnen sagt, die Lagerkommandantur Sie dazu benutzt hat, diese schmutzigen Dinge auszuführen?“ Bahr dazu: „Ja, das ist wahr.“ Bahr hat möglicherweise hier die Chance zu mildernden Umständen gewittert.

Nach dieser Fachbeurteilung und Selbsteinschätzung erscheint Bahr als Werkzeug, als ausführendes Organ seiner Vorgesetzten, ohne freilich als schuldlos gelten zu können. Dies geistig und charakterlich „behinderte“ Werkzeug wurde betätigt von den Auftraggebern, in diesem Falle vom Lagerarzt Dr. Nommensen. Der beließ es nicht nur bei einem Befehl, sondern verstärkte diesen noch mit dem – ob zu Recht oder nicht – als tödlich gefürchteten Droh- und Druckmittel des SS-Polizeigerichtes. Und Nommensen war nicht nur der klassische Schreibtischtäter. Er wird den Sanitäter Bahr detailliert in das Setzen der Spritze eingewiesen haben. Er war zumindest gelegentlich auch bei der Tötungsaktion persönlich anwesend und konnte sich von der Auswirkung seiner Anordnung überzeugen. Er konnte sich persönlich dem Eindruck des ganzen Vorganges vom Setzen der Spritze über die unmittelbaren Reaktionen des Opfers bis zu dessen Tode aussetzen. Danach oblag ihm noch die Ausstellung der fingierten Totenscheine. Das vom Gerichtshof verhängte und dann vollzogene Todesurteil traf das Werkzeug, den „dummen“, willfährigen SS-Sanitäter Willi Bahr, nicht den gebildeten Akademiker aus christlichem Hause als Befehlsgeber.

### 6.2.2. Vergasungen

Ende 1941 trafen in Neuengamme etwa 1000 russische Kriegsgefangene ein. Weitere Transporte folgten im Jahre 1942. Es handelte sich dabei um Überlebende aus den primitiven Massenlagern in der Lüneburger Heide. Die meisten der in Neuengamme ankommenden russischen Kriegsgefangenen waren krank. Sie waren zur sofortigen Tötung bestimmt. Dies geschah im Laufe des Jahres 1942 mittels der Vergasung in einem relativ kleinen „Bunker“, der eigens hierfür mit Einfüll-Löchern und Verteilerdüsen in der Decke ausgestattet worden war. Die Anweisung dazu erteilte Standortarzt Dr. von Botmann. Er leitete auch „die ganze Sache“. Von Dr. Nommensen

ist in diesem Zusammenhang nicht die Rede.<sup>76</sup> Es muss jedoch angenommen werden, dass er zumindest als Zuschauer beteiligt gewesen ist, denn der Zeuge Bahr gibt auf mehrfaches Befragen an, dass „der ganze Stab dabei rumgestanden“ habe, insgesamt acht bis zehn Mann, darunter „Lagerarzt, Lagerführer, Rapportführer und noch andere“.<sup>77</sup> Es wäre merkwürdig, wenn unter ihnen Dr. Nommensen, der für die Abspritzaktion Verantwortliche, gefehlt hätte. Das „Rumstehen“ muss als „billigende Teilnahme“ an der Mordaktion gewertet werden.

Die Vergasung erfolgte auf besonders grausame Weise mit Zyklon-B-Kristallen.<sup>78</sup> Das Material sei in größerer Menge stets in der Apotheke vorhanden gewesen und wurde von dort zur Vergasungsstätte gebracht. Auch das ist ohne Kenntnis von Dr. Nommensen, der ja auch die Spritzen und das Phenol aus der Apotheke ausgeben musste, kaum vorstellbar.

## 7. Nommensens Fronteinsatz

Die folgenden Ausführungen basieren auf den Daten der Deutschen Dienststelle (WAST) Berlin.<sup>79</sup> Nommensens Erkennungsmarke trägt den Vermerk „218 – SS – Verf.-Truppe San.Abt“. Er ist im Verband der Panzerjäger-Abteilung der SS-Division „Wiking“ im Dezember 1942 beim Vorstoß der Wehrmacht in das Kaukasus-Gebiet beteiligt. Am 9. November 1942 wird ihm das Eiserne Kreuz II. Klasse verliehen. Wahrscheinlich tut er als Arzt Dienst in der Truppe. Dem Kessel von Stalingrad (Kapitulation am 2. Februar 1943) kann seine Einheit nur knapp entkommen. Seine Schwester Hedwig schreibt am 20. März 1943: „Gott sei Dank, dass er aus dem Kessel heraus ist“.

Das Gebiet um Charkow im Süden Russlands bleibt Nommensens Einsatzgebiet. Von dort erhält er im Juli 1943 Heimaturlaub. Hedwig schreibt, sie wolle nach Kiel fahren, „um meinen Bruder, der Urlaub aus dem Osten hat“, zu besuchen.<sup>80</sup> Bald nach seiner Rückkehr an die Front, wird er am 3. September 1943 in der rechten Leistengegend durch einen Granatsplitter schwer verwundet. Dazu Hedwig: „Wir wollen nun erstmal froh sein, dass er für eine Zeit lang aus dem Schlamassel fort ist.“<sup>81</sup> Nach seiner Behandlung und Genesung im Reservelazarett Krakau wird er zur Verwendung im Innendienst dem SS-Pionier-Ersatz-Bataillon in Stettin, dann ab 1. März 1944 dem Hauptamt SS Sanitätswesen in Berlin zugewiesen.

Im Herbst 1944 befindet sich Nommensen wieder bei wechselnden Kampfeinheiten der Waffen-SS in Bayern (die Daten im Bundesarchiv und in der WAST überschneiden sich gelegentlich): 1. September 1944 als Bataillons-Arzt im Flak-Ausbildungs- und Ersatzregiment in München, 1. Januar 1945 in der Flak-Abteilung „Skorpion“ auf dem Truppenübungs-

platz Hohenfeld-Regensburg, 16. Februar 1945 in der SS-Panzergrenadier-Division „Horst Wessel“. Hier stellt sich die Frage: Wie gelangte Nommensen nach seiner schweren Verwundung und der Überstellung in den Innendienst doch wieder zur kämpfenden Truppe?

Zur Beantwortung mag es hilfreich sein, eine dokumentarisch nicht verbürgte Begebenheit vorzustellen. Nommensens Sohn teilt mit, was seine Mutter ihm einst anvertraute.<sup>82</sup> Sie habe ihren Mann – zu einem nicht genannten Zeitpunkt – im Lager in Dachau besucht, wo er als Lagerarzt Dienst getan habe. Als beide durch ein Fenster sahen, wie vor ihren Augen eine Leiche vorbeigeschleppt wurde, habe Nommensen darüber sein Missfallen zum Ausdruck gebracht. Als er dann aufgefordert worden sei, für einen offensichtlich erschlagenen Häftling einen Totenschein mit dem Vermerk „Tödliche Verletzung bei einem Sturz“ zu unterschreiben, habe er dies abgelehnt. Daraufhin sei ihm ein Verfahren vor dem Kriegsgesicht angedroht worden. Um das abzuwenden, habe er seine Versetzung zu einer Fronteinheit beantragt. Dies Vorkommnis und seine Folgen sind in den Kontext mit seinem ersten Aufenthalt in Dachau nicht unterzubringen, denn von Dachau gelangt er nach Neuengamme und nicht an die Ostfront.

Dieser anderweitig nicht bezeugte Ablauf kann sich in etwa durchaus so zugetragen haben und böte dann eine Erklärung für die oben formulierte Frage. Vorausgesetzt, die Darstellung Frau Nommensens enthielt wenigstens ein Körnchen Wahrheit, öffnen sich weitere Fragen.

Verständlich wäre es, dass Frau Nommensen nach dem Kriege versucht hätte, ihrem Sohn die Rolle seines Vaters im System der Konzentrationslager wenn nicht ganz zu verheimlichen, so doch zu verharmlosen. Und tatsächlich war dem Sohn nach dessen Bekundung die Verstrickung seines Vaters in verbrecherische Aktionen wie in Dachau und Neuengamme völlig unbekannt. Die erstmalige Konfrontation hiermit entsetzte ihn, wie auch andere befragte Familienangehörige.

Wie aber wäre es, wenn der Bericht doch im Wesentlichen den Tatsachen entspräche? Dann wäre eine fundamentale innere Entwicklung des Missionarssohns anzunehmen. Deren Rekonstruktion könnte folgenden Verlauf genommen haben: Am Anfang die freiwillige, von der politischen Überzeugung getragene harte und erbarmungslose Exekution des SS-Auftrages in Dachau und Neuengamme; damit unvermeidlich verbunden das unmittelbare Mitansetzen der von ihm ganz persönlich verantworteten Leiden wehrloser und unschuldiger Menschen; im Verlauf des Fronteinsatzes dann die Erschütterungen bei den Kampfeinsätzen und die passive oder aktive Beteiligung an den Gemetzeln an der Ostfront mit selbst erlittenen Leiden durch eine schwere Verwundung. Ob das alles genügt zur Begründung einer so radikalen inneren Wende, sei dahingestellt. Die Möglichkeit



Quelle: Privat

Johannes Nommensen als Arzt in Havetoft, 1960er-Jahre

dazu darf grundsätzlich nicht infrage gestellt werden. Es wird später darauf zurückzukommen sein.

Nach Fronteinsätzen mit einer SS-Panzer-Division in Schlesien gerät Johannes Nommensen am 10. Mai 1945 bei Pirna in Sachsen in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Die weiteren Stationen seiner Gefangenschaft sind seinem eigenhändig ausgefertigten „Antrag auf Gewährung einer Entschädigung“<sup>83</sup> vom 8. April 1954 zu entnehmen: Lager bei Cernopowec am Rybinsker Stausee ca. 360 km nördlich von Moskau September 1945 bis September 1949, in der Folgezeit in Südrussland: Herbst 1949 Taganrog, November/Dezember 1949 Gefängnis in Rostow, Dezember 1949 bis März 1950 wieder Taganrog, März 1950 bis September

1953 Schachty im Gebiet Rostow, endlich 24. September 1953 bis 1. Oktober 1953 Heimtransport. Am 2. Oktober 1953 tritt Nommensen vom Grenzdurchgangslager Friedland die Reise zu seiner Familie nach Preetz/Holstein an. Sein Antrag auf Gewährung einer Entschädigung nach § 3d Kriegsgefangenenentschädigungsgesetz enthält nur die Stationen seiner Verwendung in der kämpfenden Truppe, nicht seinen Aufenthalt in Konzentrationslagern. Daraus berechnen sich insgesamt 90 Monate (= 7,5 Jahre), die mit 4.140 DM entschädigt werden. Obwohl von Oktober 1953 bis Januar 1954 als „arbeitsunfähig“ bescheinigt, gibt er in seinem Antrag ein monatliches Einkommen von 684,32 DM an (seine Frau verdient 500 DM). Als Grund für „besondere Bedürftigkeit“ gibt er an: „Habe eine Darlehensschuld in Höhe von 2000 DM abzutragen.“<sup>84</sup>

## 8. Am Ende das Schweigen

40

Im Jahre 1953, nach neunjähriger sowjetischer Kriegsgefangenschaft, kehrt Nommensen nach Deutschland zurück – ein Jahr bevor Bundeskanzler Adenauer in Moskau die Freilassung der letzten 9.628 noch in sowjetischer

Hand befindlichen, zum Teil als schwer belastet geltenden deutschen Kriegsgefangenen erwirkte. Weshalb diese „vorzeitige“ Freilassung Nommensens erfolgte, bleibt unbekannt. Anzunehmen ist, dass die von ihm befohlene „Abspritz-Aktion“ sowjetischer Kriegsgefangener in Neuengamme den sowjetischen Behörden nicht bekannt geworden ist. Seine Mitgliedschaft in der SS ließ sich jedoch aufgrund der Armtätowierung nicht verbergen. Zudem geriet er ja im Verband einer SS-Division in Gefangenschaft.

Sein Sohn erinnert sich, dass Nommensen bei seiner Heimkehr „in Ehren“ aufgenommen worden sei.<sup>85</sup> Er habe immer offen und unbehelligt auftreten können. Er, der Sohn, habe auch nicht den Eindruck gehabt, dass sein Vater sich belastet gefühlt habe. So lässt auch nichts darauf schließen, dass ihm beim Versuch, sich wieder in seinen Beruf einzugliedern, Schwierigkeiten entstanden wären. Näheres hätten vielleicht die Ärztekammer Schleswig-Holstein und die Kassenärztliche Vereinigung Schleswig-Holstein mitteilen können – zur Entlastung ihres Mitglieds –, doch beide lehnten eine Auskunft über die ärztliche Tätigkeit Nommensens ab.<sup>86</sup>

Gesichert ist, dass Nommensen zunächst in der Lubinus-Klinik in Kiel tätig war und dann eine Praxis in Havetoft im Kreis Schleswig eröffnete. Hier arbeitet er bis zu seinem Tod 1967. Das Bundesarchiv in Berlin teilte mit, dass auch der Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen Materialien über Nommensen besitze, doch wollte diese Behörde keine Auskünfte geben und keinen Einblick in ihre Unterlagen gewähren.<sup>87</sup>

Es mag zunächst erstaunlich wirken, dass es nach Nommensens Heimkehr anscheinend keine staatsanwaltschaftlichen oder gerichtlichen Ermittlungen gegeben hat, obwohl doch die ihn belastenden Zeugenaussagen im Curiohaus-Prozess für die Behörden und für die Öffentlichkeit jederzeit zugänglich waren. Nommensen entging auch der Aufmerksamkeit der VVN (Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes), obwohl Vertreter der Organisation Aufzeichnungen aus diesem Prozess gemacht hatten. Auch im Fall Nommensen erwies sich das Land Schleswig-Holstein als auffallend sicherer Schlupfwinkel für belastete Vertreter des „Dritten Reiches“.

Johannes Nommensen starb am 2. März 1967. Sein Grab fand er inmitten von Mitgliedern der Familie auf dem Friedhof in Bordesholm. Im oberen Winkel seines Grabkreuzes ist zu lesen: „Phil. 44“, richtig müsste es jedoch heißen „Phil. 4.4“. Dieser Vermerk verweist auf Vers 4 im 4. Kapitel des Briefes des Apostels Paulus an die Philipper. Er lautet: „Freut euch im Herrn allezeit; abermals sage ich: Freut euch!“ Und man könnte mit Vers 5 fortfahren: „Eure Milde, Güte [Luther übersetzt „Lindigkeit“] erweise sich allen Menschen. Der Herr ist nahe“. Auf Johannes Nommensens Grab wahrhaft erstaunliche Worte! Allzu zynisch wäre es, dieses Frohlocken darauf zu beziehen, dass er von der Justiz unbehelligt „davongekommen“ war.

41



Das Grab von Johannes Nommensen auf dem Friedhof Bordesholm

Es ist uns aber nicht verwehrt, dieses Paulus-Wort in einem tief christlichen Sinne zu verstehen in der Annahme, dass ihm die innere Abkehr und Umkehr am Ende doch gelungen ist, dass sein oben skizzierter Lebensweg im Rahmen der SS und im Verlauf des Fronteinsatzes ihn nicht abgestumpft haben. Oder hat die Familie mit diesem besonders „intimen“ Paulus-Wort und mit Blick auf den eschatologischen Ruf des folgenden Verses „Der Herr ist nach“ ihre Freude über die endliche „Heimkehr“ ihres Ehemannes, Vaters und Onkels ausdrücken wollen?

Dann jedoch hätte erwartet werden müssen, dass eine solche innere Wandlung erfahrbaren Ausdruck im Familienkreis gefunden hätte, etwa im Familiengebet. Aber das sei nie der Fall gewesen, so wird versichert. Nommensens familiärer Hintergrund hätte das immerhin nahegelegt. Die gläubige Verwandtschaft hätte doch guten Grund gehabt, sich über diese Art „Bekehrung“, die „Rückkehr des verlorenen Sohnes“ zu „freuen“ und darüber zu sprechen? In den betreffenden Familien war es nichts Fremdes, Verfehlungen (Sünden) eigener Familienmitglieder offen anzusprechen, um ihnen auf den Weg zur Umkehr (Buße) zu helfen.

Nommensens Sohn berichtet, dass er „keinen besonders guten Kontakt“ zu seinem Vater gehabt habe.<sup>88</sup> Er erinnert sich, dass sein Vater „über seine Zeit in der SS so gut wie nie gesprochen hat.“ Seine Frau jedoch scheint Nommensen ins Vertrauen gezogen zu haben, denn sie war es, die ihrem Sohn die spärlichen Informationen über den Vater anvertraute.

Offenbar war man im weiteren Familienkreis, soweit man informiert war – mit Erfolg – bemüht, diesen Teil der Familiengeschichte zu tabuisieren. Wo er dennoch einmal angesprochen wurde, löste er Gefühle, Zeichen und Gebärden des Unbehagens aus. Die Tochter Arthur Nommensens – Johannes' Bruder und ebenfalls Angehöriger der SS –, reagierte am Telefon, sie wisse von alledem nichts. Sie sei entsetzt. „Hören Sie das nicht an meiner Stimme? Sie stören das schöne Bild der Erinnerung.“ Sie könne sich die Sache als solche nicht vorstellen, auch nicht, dass niemand in der Familie davon gewusst haben sollte. Schmerzen allenthalben, Bedrückung und Angst – die Folgen des Ausweichens vor der Wirklichkeit von Anfang an.

### Nachbetrachtung

Das Eingangsthema – Kirche und Nationalsozialismus – soll abschließend noch einmal aufgegriffen werden.

Der Lebensweg Johannes Nommensens markiert einen Abschnitt deutscher Kirchengeschichte, der sich nach rückwärts weit über die zwölf Jahre des „Dritten Reiches“ hinaus erstreckt. Er widerspiegelt auf eine freilich erschreckende, exzessive Weise das vorherrschende Zustandsbild der schleswig-holsteinischen Landeskirche. Seine Biografie offenbart, wie brüchig die landläufige Kirchlichkeit hier war, wie leicht elementare Positionen des Evangeliums Jesu verkehrt werden konnte. Ein Blick in kirchliche Erbauungs- und Sonntagsblätter jener Jahre wie etwa *Pflugchar und Meißel* oder *Am Sebrohr der Zeit* enthüllt, mit welcher erschreckend primitiver Theologie das Kirchenvolk versorgt wurde – bei gleichzeitig hochentwickelter wissenschaftlicher Theologie in Deutschland. So konnte es kaum ausbleiben, dass sich das Wunsch- und Trugbild von der „Volkskirche“ fortentwickelte zur Kirche der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft – auch und gerade nach der inzwischen obsolet gewordenen Bewegung der „Deutschen Christen“. Dafür boten Gruppierungen wie der Gemeinschaftsverein günstige Voraussetzungen. Diese „Unpolitischen“ oder „Stillen im Lande“, wie sie sich selber verstanden, sorgten sich vornehmlich für ihr eigenes Heil und fügten sich leicht und verlässlich in die Rolle der Untertanen gegenüber jedweder Obrigkeit, deren Gewalt anzuerkennen sie gelernt hatten und gewohnt waren.

Aus solchem Milieu traten Menschen wie die Brüder Nommensen oder andere Mitglieder der hier genannten Familien hervor. Sie verließen damit den gewohnten „inneren Kreis“ frommer häuslicher Lebensführung, ihre Glaubenssubstanz nüchternte aus, kühlte erheblich und wahrnehmbar ab, jedoch ohne sich innerlich genötigt zu sehen, ihre Mitgliedschaft in der Kirche aufzukündigen. Eine Diskrepanz zwischen den beiden „Weltanschau-

ungen“ scheinen sie nicht gespürt zu haben. Sie suchten dann aber Füllung dieses Vakuums und Ersatz in den mannigfachen quasi-religiösen Angeboten der NSDAP und ihrer Gliederungen oder auch in der totalen Identifikation und Lebensübergabe im Verfolg der Realisierung nationalsozialistischer Weltanschauung.

Zu fragen ist: Worauf bezog sich dabei ihre Gewissensbindung? In ihren Familien waren sie es gewohnt gewesen, sich ständig unter den Augen des richtenden Gottes zu wissen. Was regte sich in ihnen bei ihrer Dienstfertigkeit und Beflissenheit in den Gliederungen der Partei oder – im schlimmsten Fall – bei ihrer mörderischen Tätigkeit in einem Konzentrationslager? Welche Instanz hatte den Platz Gottes eingenommen?

Als Erklärungsversuch möchte ich meine persönlichen Erfahrungen im Umgang mit diesen mir vertrauten Personen und mein eigenes Erleben anbieten. Die Gottes Stelle einnehmende Instanz war die Mächtigkeit und die Lockung der Idee vom Großdeutschen Reich, basierend auf der schmeichelhaften und gerne angenommenen Gewissheit, einem Herrenvolk anzugehören. Dessen Strahlkraft wurde immer wieder geläutert, neu aufgeladen und dynamisiert durch die zahlreichen öffentlichen und gleichzeitig so intimen und nachhaltigen, „liturgisch“ überhöhten Feierstunden. Diese Idee vom „Reich“ fand immer aufs neue „Animation“ durch die darauf bezogenen Lieder mit hymnischen, überaus eingängigen, gemeinsam gesungenen Versen, die sich dann auch – innerlich eingraviert – gerufen und ungerufen ins Bewusstsein meldeten.

Kaum zu verstehen ist, wie diese Menschen mit solch innerer Hypothek anscheinend unbekümmert weiterleben konnten, nachdem das Idol des Reiches mit seinen Hekatomben von Toten und den Trümmerlandschaften ausgelöscht war. Sie scheinen geglaubt zu haben, selber ohne Anstrengung zu ihrer inneren Befreiung auskommen zu können. Augen, Blicke und Mimik verrieten aber sehr deutlich, dass sie der aus Angst und Gewissensbeschwer befreienden, erlösenden „Trauerarbeit“ ausgewichen waren.

Auch aus solchen „guten Familien“ rekrutierten sich, wie gesehen, Täter, zumeist junge Menschen mit hohen moralischen Ansprüchen, mit sorgfältiger Bildung, von Natur aus keiner Gewalt zuneigend, ganz unauffällig, sehr normal. Viele Tausende von Tätern verband eines: Sie waren keine sadistisch veranlagten Bestien. Es waren sehr normale Menschen mit einem je speziellen familiären und gesellschaftlichen Hintergrund. Es ist diese Feststellung, die so besonders erschreckend ist und die immer noch bei vielen – auch bei Multiplikatoren – so gar nicht ins zeitgeschichtliche Weltbild passt. Es ist diese Feststellung und Beobachtung, die dem vorliegenden Text als ein Hauptmotiv zugrunde liegt.

## Anhang

Ludwig Ingwer Nommensen an seinen Sohn Nathanael  
(Schreibweise des Originals wurde beibehalten)

Sigumpar, 17. Feb 1913. Mein lieber Nathanael

Zunächst möchte ich Dich beraten betreffs dessen was Du neulich andeutest, als Du über die Weihnachtsfeier schriebst. Bevor man fertig, ganz fix und fertig mit dem Lernen ist, darf man sich nicht um Mädels kümmern. Erst ein festes Amt, damit man bestehen kann und dreidoppelt so viel verdient als man nötig hat zum tägl. Leben. Dann darf man daran denken einen Hausstand zu gründen. Besser ists noch wenn man erst ein Kapital von 10–20 Tausend auf Zinsen stehen hat für Notfälle, die eben leicht eintreten können. Auch ists gut wenn man  $\frac{3}{4}$  von dem Einkommen auf Zinsen setzten kann und nur  $\frac{1}{4}$  zum Lebensunterhalt nötig hat.

Sodann ists Pflicht für die eigene Person sich so vorzusehen, dass man eine Frau bekommt, die gesund ist nach Leib, Seele und Geist. Wie viele traurige Ehen giebts in der Welt! Mancher Jungeselle findet in der Ehe, anstatt den Himmel, die wahre Hölle. „Vorne getan, hernach bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht!“ heißt ein deutsches Sprichwort. Wer eine gesunde Frau haben will – und das will schließlich jeder – der besehe vorher die Eltern der Braut. Sind – ist einer von den Eltern nervös oder kränklich oder skruphelös [sic] oder hat etwas an den Augen, ist ev. kurzsichtig, muß eine Brille tragen oder hat in der Jugendzeit Geschwüre gehabt oder irgendein Leiden, so soll man die Tochter nicht ehelichen, wenn man sein Leben lieb hat. Man muß sogar auf die Großeltern und Urgroßeltern zurückforschen um sicher zu sein. Sind die Vorfahren kränklich gewesen, sind sie früh gestorben, sinds Trinker gewesen, hat irgend einer der Vorfahren die Fallsucht (Epilepsie) gehabt oder ist wahnsinnig gewesen, ev. im Geisteskrankenhaus gestorben oder war irgend jemand von ihnen ein toller Mensch oder ein liederlicher Mensch oder mit schlechten Gewohnheiten behaftet; ein Lebemensch der nur für das irdische Leben zu leben scheint, so soll man deren Nachkommen nicht heiraten.

Sodann muß man auch noch auf die Konstitution sehen und forschen ob die Eltern oder Voreltern plump dick oder nur Haut und Knochen gewesen sind und aus welchen Gründen. Auch die Körperform, die Haltung, den Gang u. die Gesichts- u. Kopfesform muß man ins Auge fassen und nicht in der Liebe blind sein. Man muss den Charakter, das Temperament besehen wenn man nicht unglücklich werden soll. Das Auge will auch etwas Schönes haben. Auch die Bildung ist mit in Anschlag zu nehmen auch die äußeren Manieren u. Gewohnheiten u. selbst die Art u. Weise des

Essens ist in Betracht zu ziehen. Die Haare, die Augen u. die Ohren, die Hände und die Füße Mund u. Nase muss man genau besehen um nicht eine böse Fehlwahl zu treffen u. das ist nicht so leicht als man meint.

Ein weltliches Lied heißt: „Manche Mädchen sind niedliche Dinger, haben weiße Arme und niedliche Finger; aber das alles ist nur äußerliche Pracht“ – (die oft über Nacht verfliegt in einer Krankheit) – „denn in ihren Herzen sind sie schwarz wie die Nacht“! Da ists nötig dass man nicht blindlings sich leimen lässt u. nur so drauflos geht, sondern da ists nötig den I[eben] Gott zu bitten, dass er Weisheit gebe und den Verstand schärfe damit man sich keine [unleserliches Wort] wählt, die einem das Leben sauer macht. Laß Dich nicht leimen! Warte bis Du Dein Diplom in Händen hast, sonst wirst Du es bitter zu bereuen haben! Junge Mädchen haben 7–8 Jahre ein ganz anderes Aussehen als jetzt, denn dann sehen sie schon alt u. abgelebt aus u. dann wirst Du Dir sagen müssen: Ach, wie dumm war ich, dass ich mich so früh habe durch mein Wort und Betragen binden lassen. Wäre ich jetzt frei, würde ich die und die nehmen können. Also, mein I[ieber] Nathanael, laß Dich beraten u. beiße nicht an; denn die für Dich passt wird etwa 12–14 Jahre alt sein. Wenn sie dann noch schön ist und die Voreltern haben solide gelebt u. sind gesund u. verständig darf man den Schritt wagen, eher nicht, wenn man keine schwächlichen kränkl. Kinder haben will. Nun genug für dies Mal. Überdenke was ich geschrieben habe. Sei nun herzl. von Deinem Vater begrüßt u. dem treuen Gott befohlen. Nommensen.

Randbemerkung 1:

Ein Mädchen muß beim Eintritt in die Ehe 23– 24 Jahre alt sein.

Vertändele Deine Zeit nicht mit Bücherlesen, die keinen reinen, keinen nützlichen Gehalt haben. Ich wollte Du hättest alle meine schönen lehrreichen Bücher dort bei Dir, die stehen hier zu hunderten und enthalten so viel Weisheit, dass ich wünschte Ihr hättet sie. Freilich Ihr habt des Lernens wegen auch jetzt noch keine Zeit.

Randbemerkung 2:

Also lerne erst das, was Du lernen sollst für Deinen Beruf. Nachher kannst Du dann alles noch nachholen.

Randbemerkung 3:

Vergiß nicht das Beten! Denke daran, was Du in der Kindheit gelernt hast! Gott hörts, Gott siehst. Ich darf nicht Böses treiben, sonst kann ich ja sein liebes Kind nicht bleiben. Wo ich bin u. was ich tu, sieht mir Gott mein Vater zu!

## Anmerkungen

1. Hauptprozess der britischen Militärregierung gegen Täter und Verantwortliche des Konzentrationslagers Neuengamme. Verhandlungen am 29. Tag, den 22. April 1946 gegen den Angeklagten Nr. 12, SS-Unterscharführer Willi Bahr.
2. Hinsichtlich der Definition von „evangelikal“ folge ich dem Wörterbuch des Christentums. Sonderausg. München 1995, S. 323.
3. Manfred Jakobowski-Tiessen, Gemeinschaftsverein und Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein. In: Klauspeter Reumann (Hg.), Kirche und Nationalsozialismus. Neumünster 1988, S. 185-222.
4. Bundesarchiv Berlin/Berlin Document Center [künftig BA BDC], RS-Akte Nommensen, Johannes, u. SS-O Nommensen 22.12.1909.
5. Vgl. Anm. 6 und 7.
6. Nommensen in Selbstzeugnissen. Unveröffentlichte Aufsätze, Entwürfe und Dokumente, eingel., erkl. und hg. von Lothar Schreiner. Ammersbek 1996. (= Perspektiven d. Weltmission. Wissenschaftl. Beiträge. Bd. 22).
7. Johannes Warneck, D. Ludwig I. Nommensen. Ein Lebensbild. 3. Aufl. Barmen 1928; Wilhelm Landgrebe, Ludwig Nommensen. Kampf und Sieg eines Sumatra-Missionars. Gießen & Basel 1954; Gustav Menzel, Ein Reiskorn auf der Straße. Ludwig I. Nommensen, „Apostel der Batak“. Wuppertal: Verl. der Vereinigten Evangelischen Mission 1984.
8. Marx Harder, Einige Notizen über die Entstehung und Arbeit des Gemeinschaftsvereins, nach Erzählung der Brüder Harder und John Hartwig (Itzehoe) unveröff. Manuskript, o.J.; Max Harder, Aus dem Leben unserer Eltern. Erinnerungen; unveröff. Manuskript, o.J.
9. Gustav Menzel, Die rheinische Mission. Wuppertal 1978, S. 138.
10. Menzel 1978, S. 13.
11. Schreiben vom 10.3.1912. Archiv- und Museumsstiftung Wuppertal, EN 275.
12. Warneck 1928.
13. Warneck 1928, S. 138.
14. Johannes Harder. Aus dem Leben des Lehrers Heinrich Hartwig, Itzehoe, zus.-gest. nach Erinnerungen u. Unterlagen, ungedr. Manuskript (um 1938).
15. Gemeinsames Archiv der Stadt Itzehoe und des Kreises Steinburg.
16. Unterlagen in Privatbesitz.
17. Harder 1938.
18. Loses Blatt ohne Titelblatt und Datum, in Privatbesitz.
19. ebd.
20. Information aus vertraulicher Quelle.
21. Vgl. Gerhard Hoch, „Herrgott, mach deine Deutschen hart“. Hedwig Nommensen – eine christliche Lehrerin im „Dritten Reich“. In: *ISHZ* 46 (2006), S. 62-75.
22. Max Harder, Aus dem Leben unsere Eltern. Erinnerungen. Ms. o.J.
23. Jochen Klepper (1903 – 1942), Schriftsteller, Journalist, Kirchenlieddichter.
24. Menzel 1978, S. 306 (Bericht einer Deputation der Missionsgesellschaft, Protokoll vom 11. Dezember 1933).
25. Menzel 1978, S. 313.
26. Menzel 1978, S. 138.
27. *Barmen Missionsblatt* 1933, S. 48.
28. Menzel 1978, S. 127f.
29. Warneck 1928, S. 127, Anm. 176.
30. Mitteilung aus Kreisen der Verwandtschaft.
31. BA, SS-O Nommensen 22.12.1909.
32. Information aus vertraulicher Quelle.
33. Brief vom 6.1.1933.

34. Ernst Klee, *Auschwitz, die NS-Medien und ihre Opfer*. Frankfurt/Main 2. Aufl. 1997. S. 55.
35. BA BDC, RS-Akte Nommensen, Johannes.
36. ebd.
37. ebd.
38. ebd.
39. ebd.
40. ebd., Brief vom 12.11.1937.
41. ebd., Brief vom 7.12.1937.
42. ebd., Brief vom 16.12.1937.
43. ebd., Brief vom 22.10.1937.
44. ebd.
45. ebd., Brief vom 12.11.1937.
46. ebd.
47. Brief vom 10.12.1935.
48. Brief vom 15.1.1936.
49. Brief vom 27.2.1936. Ein solcher Vorgang und der Name Ossenbrüggen ist im Archiv des Werner-Heisenberg-Gymnasiums in Heide nicht dokumentiert.
50. Brief vom 15.1.1936.
51. Zahlreiche Briefe.
52. Brief vom 27.2.1936.
53. Information aus vertraulicher Quelle.
54. Alle Versuche, in amtlichen Quellen eine Spur Ossenbrüggen zu finden, blieben erfolglos.
55. Brief vom 11.5.1936.
56. Möglicherweise sind diesbezügliche Briefe aus dem Konvolut der Korrespondenz später herausgenommen worden.
57. Eine gerichtliche und standesamtliche Adoption erfolgte erst 1953 nach Hedwigs Tod im Jahr 1952.
58. Dokument in Privatbesitz.
59. BA BDC, RS-Akte Nommensen, Johannes; Deutsche Dienststelle (WAST) Berlin, Briefe seiner Schwester Hedwig, eigenhändiger Lebenslauf, Aussagen verschiedener ehemaliger Häftlinge in Neuengamme, Protokolle des Curiohaus-Prozesses 1946 in Hamburg, Mitteilung der KZ-Gedenkstätte Dachau.
60. BA BDC, RS-Akte Nommensen, Johannes.
61. Ernst Klee, *Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945?* Frankfurt/Main 2003, S. 438f.
62. Persönliche Briefe an den Autor.
63. Konvolut in Bundesarchiv.
64. ebd.
65. Brief vom 15.1.1998.
66. Nr. IIIaSK-220/11-K 6873-uk. In: NSG-Verfahren gegen Dr. Heinrich Emil Schütz, Staatsanwaltschaft München II 34866/1-33.
67. Stanislav Zamecnik, *Das war Dachau*. Hg. v. d. Stiftung Comite International de Dachau. Luxemburg 2002. S. 116f.
68. Zamecnik 2002, S. 116f.
69. Forschungsstelle für Zeitgeschichte, Hamburg (FZH), Hans-Schwarz-Archiv Nr. 13-7-6-2. Kopien wurden freundlicherweise zur Verfügung gestellt.
70. BS BDC, RS-Akte Nommensen, Johannes.
71. Herta Oberheuser (1911–1978) wurde 1952 aus der Haft entlassen und ließ sich darauf im schleswig-holsteinischen Stocksee nieder. Nachdem sie Überlebende des KZ Ravensbrück erkannt hatten, wurde 1956 ein Ermittlungsverfahren gegen sie eingeleitet, das allerdings 1958 eingestellt wurde. Ihr wurde jedoch die Approbation als Ärztin entzogen (Klee 2003, S. 44).
72. FZH, Hans-Schwarz-Archiv Nr. 13-7-6-2.

73. Zamecnik 2002, S. 193ff.
74. Fritz Bringmann, *Neuengamme. Berichte, Erinnerungen, Dokumente*. Frankfurt/Main 1981. S. 59ff.
75. Curiohaus-Prozess, Vernehmungsprotokoll.
76. Bringmann 1981, S. 59ff.
77. ebd.
78. Bringmann 1981, S. 65ff.
79. Abschriften aus den dortigen Akten vom 3.5.2006.
80. ebd.
81. ebd.
82. Telefonische Mitteilung.
83. Kopie der Deutschen Dienststelle.
84. ebd.
85. Telefonische Mitteilung.
86. Schreiben vom 29.9.2004.
87. Schreiben vom 30.4.2004.
88. „Der Antrag wird abgelehnt“, Schreiben vom 12.2.2004.

## Der Autor

Gerhard Hoch, Dr. phil. h.c. Jg. 1923, Absolvent einer NS-Lehrerbildungsanstalt (1942). Kriegsgefangenschaft bis 1948. Studium der katholischen Theologie (1956). Tätigkeit als Bibliothekar in Hamburg (bis 1984). Zahlreiche Veröffentlichungen zur NS-Geschichte Schleswig-Holsteins sowie zum Themenkomplex Kriegsgefangene, Fremd- und Zwangsarbeiter.